

Filmer

an Weizenstraß

I

Am 8. Oktober 1916 fiel in der Schlacht bei Kronstadt auf der schönsten Hochfläche Siebenbürgens vor dem dunklen Antlitz des Grenzgebirges der Leutnant Dieter von Welch wenige Augenblicke bevor seine Kameraden in die Stadt eindringen. In die Brust getroffen stürzte er rücklings einen Bachabfall hinunter bis ins Uferkraut, wo zwischen Binsen und Stauden verwehelter Weizenfasern spät zu etlichen Halmen ausgereift war, die hier in der sonnenarmen Kühle noch voll Ähren standen. Als die Leute seiner Kompanie am nächsten Morgen den Toten aufhoben, um ihn zur Stadt zu tragen, hielt die herabschlenkernde Rechte einige Weizengräser, an denen sie sich wie am Brot des Lebens vergebens festzuklammern versucht haben mochte. Die Soldaten ließen das trockene Sträußchen, aus dem beim Schreiten der Träger manchmal ein Korn zur Erde rollte, in den kalten Fingern, und einer meinte, dem Leutnant könne kein besserer Kranz bereitet werden als aus dem Pflanzenbett, wo er den ewigen Schlaf begonnen habe. Da ging der Soldat zurück, schlug mit dem Seitengewehr mehrere Ärme voll Grün ab, wand ein Gebinde, verslocht es mit den letzten Ähren, die er noch fand, und legte es nachher auf den Erdhügel, unter dem der Leutnant von Welch mit seinem Weizensträußchen alle weiteren Stunden verschlafen mußte.

Der Friedhof war eine leicht ansteigende Wiese mitten in der Stadt gewesen, bis zum Vortag zu keinem Zweck bestimmt als zum Spiel der Kinder, die hier seit Jahr-

hundertten vor den einstigen Wällen, unweit einer alten Bastei, herumgetollt hatten. Die Eile, mit der dieser Rasenplan jäh zum Leichenacker umgegraben wurde, trieb auch in den folgenden Tagen die Soldaten an, wenn sie Grab neben Grab ausschachteten für die vielen herangetragenen Toten des Kampffeldes und von der schweren Arbeit nur kurz ausblickten zum Zinnenberg, der ihre schweißigen Stirnen mit seinem Buchenwind kühlte.

Der obere Schmalrand des Friedhofs hebt sich schon auf den Fuß der mächtigen Höhe, die längs der ganzen Stadt ihren rauschenden Waldmantel ausbreitet und ihn unwahrscheinlich steil mehrere hundert Meter hoch emporrafft bis zum Felsblock der Spitze, den die Männer unten zwischen den Gräberzeilen bloß dann ersichten konnten, wenn sie das Haupt weit in den Nacken zurückbogen. Über den Berg steigt seit je die Sonne und wirft ihren Schein hinab in die Stadt und warf ihn jetzt auch über die hölzernen Kreuze, unter denen die Gefallenen in Reih und Glied zur Ruhe kamen, wie sie der Tod zeitlich gefällt, gleichgültig, in welcher Heimat sie betrauert wurden und welche Sprache sie einst beseelt hatte; daß hier Krieger lagen, erkannte man an den Regimentsnummern und den Dienstbezeichnungen, die neben den Namen vermerkt wurden, und daran, daß die toten Offiziere auch hier vor den Reihen der Soldaten ihren Platz hatten im höheren Teil des Leichenfeldes, auf den die Herbstblätter der Zinne niederfielen.

Die eine Längsseite des Friedhofs grenzt an die Wallpromenade, deren Bäume den alten Stadtkern umwandern, während die Gegenseite an Gärten reicht, hinter denen die rumänische Vorstadt ansteigt, zu der am unteren Schmalrand der Totenwiese eine Straße führt. In einem der Gärten bewohnte damals und noch viele Jahre

später der einstige Senator und Kaufmann Schobelt ein weitläufiges Haus aus der Biedermeierzeit, das ihm sein Vater hinterlassen hatte und das dann seinem Erben zugedacht gewesen war, ehe der Krieg auch diese begüterte und glückliche Familie heimsuchte. Der einzige Sohn des Senators war zu Beginn des russischen Feldzuges als österreichischer Offizier bei einem Gefecht versprengt worden und galt als tot. An der furchtbaren Leere, die in das Haus unter dem Zinnenwald Einzug gehalten hatte, starb bald die Frau des Senators, der nun seit zwei Jahren allein in den Zimmern hauste, die vom heiteren Leben noch nachzuklingen schienen, so daß er oft lauschend aufsaß, sich umwandte, um endlich in trauriger Gelassenheit wieder zu den wenigen Arbeiten zurückzukehren, die er sich täglich zusammensuchte. Als der Krieg auch Siebenbürgen überschwemmte, war er nicht geächtet wie viele andere, hatte ruhig der rumänischen Besatzung Thür und Haus geöffnet und die lauten Schlachtenstunden ohne Furcht überstanden, doch wie er danach die deutschen Soldaten auf der Wiese graben gesehen, war er aus dem Garten getreten und ihnen wochenlang behilflich gewesen. Er hatte auch ins Anflitz des Leutnants von Welch geblickt, ehe die ersten Schaufeln Erde darauf fielen, und hatte selbst einige Schollen dazu geworfen. Es schien dem Senator, als wäre jeder, der hier vor seinem reichen Haus einsam und arm in die Erdkammer gesenkt wurde, ein Sohn, für den der Grabhügel nicht schön genug gewölbt werden konnte.

Die in der Stadt seit Jahrhunderten lebenden Deutschen übertrugen ihm, als er darum ansuchte, gern die Aufsicht über den Totenacker, der bald Heldenfriedhof genannt wurde. Fürs erste ließ Schobelt, den sein Amt merklich verjüngte, eine Grenzmauer um die Wiese aufführen und sammelte sorgsam alle Angaben über die Eingez-

grabenen, damit er sich mit ihren Angehörigen in Verbindung setzen konnte. Im Frühling wurde ein Gärtner bestellt, um die Stätte zu pflegen, wobei der Senator die Arten der Pflanzen und Blumen selbst bestimmte, und die Baumseglinge wählte, die dem Opfer der Toten würdig waren. An Stelle der hölzernen ließ er Steinmale aufrichten, viele in der Form des Ordens vom Eisernen Kreuz, dann kam die Zeit, das Unkraut zu jäten und auf den Gräbern Rasen anzulegen. Eines Morgens, als diese Arbeit schon angeordnet war, bemerkte der Senator auf dem Erdhügel des Leutnants von Welch zwischen wucherndem Grün einige zarte Gräser, die er als Weizenhalme erkannte. Er befahl sie treiben zu lassen und freute sich, als sie später Ähren trugen, die sich gelb neigten, wie wenn sie auf einem Saatsfeld gereift wären. Er selbst sichelte sie ab, entnahm ihnen einige Körner, die er nachher auf das Grab säte, band um die dünne Garbe eine Schleife in den blauroten Farben der siebenbürger Deutschen und schickte das Sträußchen, das von einer Hand leicht umfaßt werden konnte, der Frau des Leutnants nach Deutschland.

Es sei, schrieb er dazu, ein armseliges Sträußchen, nicht viel mehr als Stroh und Grannen, aber auch der erste Kranz auf dem Erdhügel des Leutnants von Welch habe nicht schöner ausgesehen und doch Körner fallen lassen, aus denen Halme wachsen konnten, wenn sie nicht der Totenhand entsprossen waren, was er zwar nicht behaupten wolle und trotzdem glauben möchte, denn den Kranz habe ein Sturm schon nach kurzem vom Grabe fortgewirbelt. Wie dem sei, das Sträußchen stamme vom Bachufer, wo dem Leutnant der Heldentod bestimmt gewesen war, als er zum Sprung auf die Stadt ansetzte, in der er dann für alle Zeit Einzug gehalten habe; wenn auf seinem Grab die Ähren reiften, die er selbst abgerissen, um

sie in den Tod mitzunehmen, solle dieser stumme Gruß auch der bestellt werden, der er heilig sein müsse.

Zwei Jahrzehnte verstrichen danach, über Siebenbürgen flatterte seit dem Ende des Kriegs die rumänische Fahne und in der alten Stadt, die rasch und willkürlich wachsend um den Heldenfriedhof lärmte, geboten ihre Gründer und Führer in siebenhundert Jahren, die Deutschen, nicht mehr in Amt und Rathhaus, doch arbeiteten sie wie je an Schreibtischen und Werkplätzen, blickten abends hinauf zur Schwarzen Kirche, zu den bröckelnden Basteien und auf die wenigen neuzeitlich noch nicht verunstalteten Bürgerhäuser, die aus der Arbeit der Ahnen in edlem Maß einst emporgewachsen waren. Alltäglich am Morgen ging Senator Schobelt aus seinem Garten auf den Totenhof und freute sich der großen Bäume, die er vor mehr als zwanzig Commern gepflanzt, in den unzähligen Wochen seines freiwilligen Dienstes betreut hatte und unter deren Rauschen er nicht sonderlich gebeugt dahinschritt. Im Juli schrieb er an Frau von Welch, daß aus dem Grab ihres Mannes auch heuer einige Weizenhalme wuchsen, die er übersandte, und empfing darauf ihren Dankesgruß.

Das war zu jeder Ernte so gewesen und schien beinahe unabänderlich. Dem Greis aber bedeutete sein Amt mehr als eine liebgewordene Pflicht; auf geheimnisvolle Weise dünkte ihn der Friedhof damit verknüpft zu sein, daß im Sommer 1917 die unglaubliche Kunde zu ihm gedrungen war, sein Sohn sei aus der russischen Gefangenschaft entwichen. Und ehe er noch zu hoffen gewagt hatte, war das Gerücht bestätigt und der abgemagerte junge Leutnant stand hell in der Türe des Hauses.

In den letzten Kriegsjahren hatte der Offizier an verschiedenen Fronten gekämpft, war hierauf Student ge-

wesen und spät wieder in die Heimat zurückgekehrt. In seinen Händen lagen jetzt die Geschäfte der Familie, die Verwaltung einiger Fabriksanteile und Gründe, und der Greis konnte dem Friedhof sorgenlos weiterdienen in gleichbleibender Besinnlichkeit, die sich der Gegenwart entfremdet zu glücklichem Staunen verklärte, wenn der Sohn, der meist in einem Landhaus vor der Stadt wohnte, den Vater aufsuchte. Es kam dem alten Mann dann zum Bewußtsein, daß er in den Monaten, als der Friedhof entstanden war, mit jedem Grab auch das des eigenen Kindes mitzupflegen gewöhnt hatte, womit das Gefühl der Bescheidung ins Unvermeidliche verbunden gewesen war.

Er ist mir neu geschenkt worden, denn ich säte auch für ihn den Grabrasen, dachte der Senator oft; daher konnte er dem Sohn immer nur als ein ängstlich feinführender Berater gegenübertreten, ohne Recht ihn zu beeinflussen, da er ihn schon einmal verloren gegeben hatte. Es wurde nicht ausgesprochen, was er empfand, und der Sohn verriet nicht, daß er des Vaters heimliches Schuldgefühl spürte, das sich so innig mit dem Glück des Wiederfindens vereinte. Wenn den Alten manchmal eine Sorge quälte, galt sie nicht dem eigenvolligen Lebensweg des Sohnes, sondern nur dem Ledigenstand, in dem Hans Schobelt verharrte.

«Ach, du bist schon zweiundvierzig Jahre alt!» rief er einmal erstaunt aus. «Als ich es war, ließt du in die Schule!»

Doch dann fuhr er nachdenklich fort: «Ihr Soldaten wurdet schnell reif für den Tod, und wen er verschonte, wird länger jung bleiben.»

Er blickte dem schlanken Mann ins Gesicht mit blauen milden Augen, verschmigt, damit sein Vorwurf nicht zu

ernst aufgenommen werde, und schüttelte das Haupt, als der Sohn meinte, die Kriegsteilnehmer stammten nicht alle von einem Leisten.

«Dho!» sagte er freundlich, «einmal wollt ihr als eine besondere Menschenart angesehen werden, und dann wehrt ihr ab, wenn man euch wirklich den Gefallen tut.»

Beide lächelten sich an voll Zustimmung zur Unabänderlichkeit ihres Wesens.

Doch sei es, führte der Greis eifrig aus, nicht zu bezweifeln, daß der Krieg alle Menschen, die er unter seine Gewalt brachte, verändert und geprägt habe, am härtesten die Krieger selbst. Auch die Daheimgewesenen bestimme er noch durch seine nachwirkende Kraft und Unbegreiflichkeit. Dies könne er aus den Briefen erkennen, die ihm die Angehörigen seiner toten Soldaten schrieben. Viele von denen, die zum erstenmal den Friedhof besuchten und auf den Grabhügel starrten, unter dem jemand liegt, den sie geliebt haben, könnten es heute noch nicht erfassen, daß der Tote, der sie stark und jung verlassen hatte, nun da unten Staub in Erde gemengt sei, unwiederbringlich dahin. Der Krieg nehme den meisten ihren Liebsten ja weg, ohne daß sie es mit den Augen zu sehen bekämen. Ein solcher Tod sei für viele der Hinterbliebenen genau so unfassbar, wie wenn ein junger, weder durch Alter noch durch Krankheit gezeichneter Mann nach Amerika fährt, dort verunglückt und begraben wird. Zum Begreifen des Todes gehöre es für zahllose Menschen, daß sie das Sterben sehen, daß sie die Leiche bestatten und das Grab selbst bezeichnen. Dann erst könnten sie an ihn glauben und ihn vergessen.

Der Alte deutete auf sich selbst – wer allerdings täglich auf dem Friedhof herumgehe, dem sei der Tod vertraut und glaubhaft. Die Verwandten aber, die der toten Sol-

daten Gräber erst nach Jahren zum erstenmal erblicken, hätten es meist schwerer, sie ständen vor den Erdhügeln, als wenn es sie schwindelte.

«Sie begreifen es nur mit dem Kopf! Der Krieg ist für sie immer noch nicht abgeschlossen!» rief der Senator aus. «Es kommt ja dazu, daß gefallene Soldaten alle Lebenden von Ehre und Liebe mit einer Verpflichtung belasten.»

Hans Schobelt blickte dem Vater gespannt in die Augen, die abirrten, wie wenn sich der Greis einer törichtesten Anwandlung zu schämen hätte, als er fortfuhr: «Wer im Bett stirbt an einer Krankheit, ist nun mal hin. Er liegt da. Alle sehen es. Er verpflichtet niemand. Im Gegenteil, die Angehörigen könnten sich über ihn beklagen, weil er sie beraubt, weil er ihnen Ruhe und Glück stiehlt – in den meisten Fällen. Aber ein Soldat fällt anders, er fällt für andere, für eine Sache, die Millionen angeht. Man kommt darüber nicht hinweg! Daß er auch Leid und Not auf seine Verwandten häuft, zählt hier kaum mit.»

Nun lächelte der Sohn wieder, begütigend und leicht ablehnend: «Gewiß, Vater, das sind selbstverständliche Dinge.»

«Nein, nein!» widersprach der Greis eigensinnig, «sagt man es, so klingt es fast wie eine Phrase. Ich weiß, daß die meisten Menschen zu stumpf und gemein sind, um es ehrlich zu empfinden. Sie schwagen davon bei jeder Gelegenheit! Aber sie sind ohne Herz. Sie lügen. Wem der Heldentod der Soldaten unmittelbar bewußt wurde, der spürt es durch sein ganzes, wertloseres Leben fort. Der kommt nicht über den Krieg hinweg.»

Natürlich kommt man darüber nicht hinweg, überlegte der Sohn und erinnerte sich der großen grauen Armee, der er angehört hatte, doch zugleich wußte er auch, daß er

an die Gefallenen nicht zu denken brauchte, um das Erbe des Krieges in sich zu spüren. Er schob die Brauen zweiflerisch zusammen.

Da merkte er staunend, daß der Vater sein Schweigen begriff, indem er leise sagte: «Ihr Soldaten seid anders gebunden. Ihr hättet ja auch sterben können. Euch eint mit den Gefallenen das Erlebnis, uns aber trennt von ihnen und euch der Kriegstod, der euch allen bestimmt war.»

Hastig erhob er sich und winkte ab: «Na ja, ich bin ein alter Esel!»

Das Grauen hatte ihn angerührt bei dem jähen Gedanken, daß er den Sohn ~~jetzt~~ wieder in die Reihe der Toten stellte, während er ihn kraftvoll vor sich sah.

Er atmete auf, als Hans ihn anlachte: «Wir leben, Vater, wir leben! Wie —» die Stimme senkte sich ernst — «wie der Weizen auf dem Grab des Leutnants von Welch!»

Der Greis wollte es nicht hören. Sich selbst beruhigend rief er: «Ach, Welch! Seine Frau kündigte mir ihren Besuch an, nach zwanzig Jahren! Die kleine Garbe muß ich ihr heuer nicht zuschicken. Sie soll sie selbst absicheln.»

Als Leutnant von Welch fiel, war er nur zwei Jahre lang verheiratet gewesen, einer jener sehr jungen Ehemänner, die bei Ausbruch des Kriegs rasch und heiß Hochzeit gemacht hatten, während vor dem Tor schon zum Abmarsch geblasen wurde. Bei vielen, die damals der Braut die Hand reichten, hätte der Standesbeamte den Namen auch gleich in die Totenliste eintragen können, so

schnell folgte dem Glück das Dunkel nach. Und weil dies jedermann mußte, nahmen es die Verwandten hin, daß der Leutnant, dessen Vermögen ansehnlich war, ein armes, unbekanntes und verwaistes Mädchen heimführte; sie küßten es und dachten mitleidig daran, daß in Flandern die Geschüße schon donnerten, und wenn sie der Wahl auch nicht beipslichteten, so hätte ihnen kein Einspruch genügt, denn der Leutnant war Herr seiner Entschlüsse, seitdem er die Eltern verloren hatte.

«Mein Gott, zwei junge Waisen haben sich gefunden,» sagte eine alte Erzellenz von Welch, und es schien damit ausgedrückt, daß man es jungen Waisen in Kriegszeiten zugute halten müsse, wenn sie wider jede Vernunft heirateten, er mit wenig mehr als zwanzig, sie mit siebzehn Jahren. Beate von Welchs Tante aber, bei der sie aufgezogen worden war, gab bereitwillig ihren sparsamen Segen zur Hochzeit, langweilte die Gäste der Vermählungsfeier mit Geschichten vom Magenleiden, das sie quälte, und zeigte sich befriedigt, weil sie nun ohne weitere Sorgen den Tod erwarten konnte, den sie wortreich zu jeder Stunde beschwor.

Im nächsten Jahr gebar Beate von Welch eine Tochter und hatte in der Zwischenzeit nicht mehr von ihrem Mann gehabt als drei selige Tage und unzählige Briefe aus Flandern, die ihr täglich ins Haus getragen wurden, das am Rande Münchens in einem großen Garten lag, ein hallendes Gebäude voll Möbeln aus der Vergangenheit mancher Welchs. Beate war hier nicht heimisch geworden, weil jedes Stück in den vielen dunkelgetönten Zimmern ohne ihr Zutun an seinem Platz stand und sie an die Sippe ihres Mannes erinnerte, von der sie wenig sah und hörte. Doch als der Säugling in der Wiege schrie und als er dann zu laufen versuchte, kam Licht und Wärme auch in

ihre leeren Tage, kam Arbeit und Sinn und ein frohes Erwarten des weiten, endlosen Lebens, das ihr und ihrem Mann noch beschieden zu sein schien.

Nach zwei Jahren erst sah sie ihn wieder. Niemals vergaß sie die Stunde, als sie in der Bahnhofshalle sein braunes verzehrtes Gesicht erblickte, in dem die Augen wie verschleierte Lichter glühten. Fremd war er ihr geworden, aber auch einem leidenden Knaben gleich vertraut, mit dem Hand in Hand zu gehen beiden eine Erlösung bringen mußte, höher und schöner als der Sturm der aufbruchumdonnerten Hochzeit. Sie sahen sich an und standen auf der Insel ihrer Jugend, während rundum das furchtbare Heute abfloß. Niemand, keiner der gleichgültigen Verwandten von den oberbayerischen Gütern, nicht die noch immer lebende magensüchtige Tante durften sie in den nächsten Tagen stören, sie verbargen sich und ließen sich vor allen Besuchern verleugnen.

«Ich führe eine Kompanie», sagte er in ihre strahlenden Augen hinein, sie hörte es und begriff nicht, wie stolz er darauf war.

«Vene hast du noch immer nicht richtig angeguckt», antwortete sie; er wandte den Kopf, betrachtete das strampelnde Kind, kehrte sich wieder der Frau zu, auch er begriff nicht, und unter seinen Wimpern brannten die verschleierten Lichter.

«Die Toten —» begann er einmal und verstummte.

«Sie liegen in tausend verschiedenen Stellungen», fuhr er stammelnd fort.

Beate starrte ihn an.

Aber er lachte auf, und um seinen kindlichen Mund zuckte die Falte, die früher nicht dagewesen war und die Beate mit dem Finger nachtastete, mütterlich sorgsam und fast entschuldigend.

«Du!» flüsterte er.

«Du!» wiederholte sie.

Das dunkle Haus in dem gründurchsonnten Garten, aus dem man an Tagen, ehe der Regen über das Land stürzte, die Alpen weiß gemeißelt im Süden erblickte, war heimatlich still, kaum, daß die trockenen Möbel und Treppen knarrten.

Dann pochten eines Abends zwei Kriegsfreunde an die Türe, Leutnants wie er, braun und mager. Beate betrachtete die Männer, während nach dem Essen der Wein in den Gläsern oft nachgeschenkt werden mußte, und fühlte, daß sie aus den Gedanken der Offiziere verdrängt wurde, mochte ihr auch jeder zeitweilig das Haupt höflich zuwenden.

Das Gespräch war auf kriegerische Dinge geraten, handelte von Menschen, die sie nie gekannt, von Orten, deren Namen sie nie gehört, von Begebnissen, die ihr fremd waren und die ihr aus dem Sprechen der Männer nicht verständlich werden konnten. Sagte einer wie lauschend einen Namen, der wohl der eines Frontabschnitts war, dann nickten die anderen oder stimmten freudig zu, oft freilich wurden sie still und sahen sich an, die Lippen etwas geöffnet, als raubte ihnen die Erinnerung die Sprache. Wie wenn sie Geheimnisse heraufbeschworen, begnügten sie sich mit Andeutungen.

«Weißt du noch? An der Marne am sechzehnten —» rief einer, und Beate merkte im Gesicht ihres Mannes, daß ein unsägliches Erlebnis in ihm Bild wurde.

«Weißt du noch?» rief der dritte, und mit gleicher Willigkeit folgten ihm die beiden anderen in die Tiefen seiner Erinnerung nach.

Der Krieg ist gewaltig, ging es der Frau durch den Sinn, er verzaubert die Männer, er läßt sie sich verwand-

deln; und ich sitze da, verlassen und klein in der aufbrandenden Welt, die ich hassen könnte. Doch sie erkannte auch die Schönheit der erglühenden Stirnen der knabenhaften Offiziere, denen die furchtbare Welt des Kriegs, zu der auch sie mit ihrer kleinen Tochter gehörte, einen alltagsfremden, fast überirdischen Zug ausdrückte.

Sie mußte sich einmal erheben, um nach dem Kinde zu sehen, preßte es hastig an sich und atmete die süße milchige Wärme ein, trat wieder ins rauchdurchzogene Zimmer und merkte, daß der Wein die Offiziere überwältigt hatte. Sie riefen manchen Satz ungestüm hinaus und wählten die Worte nicht mehr, mitunter stockte ein Sprecher, blickte die Frau erstaunt und verlegen an, doch unvermittelt brauste es aus ihm weiter, und sie saß und hatte ihren Mann am liebsten geküßt, der, wie sie erschreckt und verzeihend erkannte, berauscht war.

«Niemals», sagte sie am nächsten Tag, «fühlte ich mich so einsam wie gestern, als ihr endlos dasselbe geredet habt!»

«Dasselbe?» fragte er verlegt, aber nun schämte er sich der Trunkenheit der vergangenen Nacht, auf die nicht das Poltern der Geschütze am frühen Morgen gefolgt war, sondern die Mittagsonne, die das Zimmer anfüllte, wo er schlaffatt lag neben der Frau, die mit beiden warmen Händen das Haar zurückstrich, sich ihm zuneigte und flüsterte: «Mit diesem Mund, der nach Wein roch, hast du mich geküßt.»

Er schmiegte und suchte nach einem leichten Wort. Da warf sie sich über ihn und lachte ihm atemlos ins Gesicht: «Ich hab' doch zurückgeküßt, du Dummkopf!»

Als er sich abkehrte und nicht wußte, was er sagen sollte, hielt sie ihn fest, durchrauscht von der Gnade, daß sie ihn ganz besaß nach dieser Nacht der Fremdheit.

Ihre Tochter begann rücksichtslos zu schreien. Sie stieß ihn zärtlich weg, holte das Mädchen herbei, legte es dem Vater in den Arm, der zahm wurde und kindisch. Da fühlte sie sich ihm überlegen, sie hätte ihn streicheln mögen, den braunen Mann, der mit langen Gliedern im Bett lag und nachts mit seinen Freunden von einem unverständlichen Fieber verzaubert war, das auch sie quälend überwältigt hatte. Wie ungeschickt er das Töchterchen an sich drückte! Mein Gott, ich liebe euch, liebe euch! hätte sie schreien mögen; sie ging mit jungen glückmüden Schritten ins Badezimmer, setzte sich auf den Schemel, zog die Beine hoch, umschloß sie mit den nackten Armen und weinte. Sie konnte keine Erklärung dafür geben, als der Mann sie so fand. Ob sie von dem gestrigen etwas rauhen Ton und vom – zugegeben – reichlichen Weintrinken beleidigt worden sei, murmelte er hilflos.

Ach, sie schüttelte den Kopf. «Nein, nein!» rief sie selig und lachte über sein männliches Befrage.

Es kam der letzte Tag und die Stille der unaussprechbaren Worte. «Du wirst wieder allein sein, viele Monate!» sagte er mit heiserer Stimme und machte sich an seinem Gepäck zu schaffen.

Sie lächelte starr, was wußte er davon!

Mit großen Augen betrachtete er ihr Antlitz, den Leib, die Beine lange, und sie nahm den Blick bebend, die Lippen geöffnet, entgegen. Hart stieß er hervor: «Was immer kommt, dich verliere ich nie –»

«Ja!» antwortete sie und schloß die Lider.

Er stöhnte, streckte die Arme weit, horchte wie auf einen Ruf. Dann wurde er ruhig, und nun hätten die Welchs alle kommen können, nichts war mehr zu sagen.

Sie schritten zum Bahnhof, küßten sich noch einmal, und der Zug fuhr hinaus in den Osten.

^{min}
Es war die alte Erzellenz von Welch, die nach der Schlacht von Kronstadt bei Beate erschien und die Nachricht vom Tode des Leutnants überbrachte. «Mein liebes Kind», begütigte der Greis mit zitterndem Mund und faßte nach ihr, rief dem Dienstmädchen, rief nach Wasser und flüchtete schließlich verwirrt, als die Frau flehte, allein gelassen zu werden. Aber am gleichen Tag saß sie an dem Bett ihrer Tochter – wo hätte sie sonst sitzen sollen! – und das Dunkel des Hauses und der Welt hatte nur einen, noch nicht begriffenen Lichtfleck, das winzige Gesicht der Lene, die ahnungslos schlief, während ihr Vater, Ahren in der Hand, unter feuchten Schollen ruhte.

Einige Monate später wimmerte ein zweites Kind neben Lenes Wiegenkorb. Ihre Mutter hatte es unter größeren Schmerzen geboren und mit heißerer Liebe erwartet.

Bald nachdem sie das Bett verlassen konnte, gab der Postbote ein Paket ab, das neben den Zeilen eines unbekannten Mannes aus Siebenbürgen einen kleinen Strauß enthielt, aus dem beim Öffnen Weizenkörner über Tisch und Boden rollten.

Beate hob Korn um Korn auf, legte es vor sich hin und strich mit den Fingerspitzen über die harten Spindelchen, immer wieder. Ich bin, dachte sie, heute zwanzig Jahre alt, und alles liegt hinter mir, nur dreierlei nicht, ein Strauß aus Stroh und die beiden Kinder. Während sie tränenlos darüber nachsann, war es ihr, als hörte sie die Stimme ihres Mannes, rauh und verzaubert, wie in der Nacht, da er mit den beiden Freunden getrunken hatte, und aus der Inbrunst der Stimme klang ihr Schicksal und seines, der unbegreifliche Krieg.

Die alte Erzellenz von Welch war erstaunt, als sie nach angemessener Frist die zugeheiratete Nichte besuchte, um

ihr Trost zuzusprechen, eine sehr junge, aber beherrschte Frau anzutreffen, die keines Zuspruchs bedurfte. «Man scheint uns nicht zu benötigen», berichtete der alte Diplomat, und seiner Ansicht schlossen sich alle Welchs an, als sie hörten, daß Beate ihr großes Haus vermietete und nur in einigen Räumen des Seitengeschosses wohnte. «Es war ja eine arme Waise», meinten sie.

Da Beate niemand um Hilfe bat, vergaß man sie, während die Zeit dahinstrich. «Es gab», erinnerten sich die Welchs später manchmal, «unter den Gefallenen unserer Familie doch auch einen Dieter von Welch. Der heiratete allerdings ein armes Mädchen, bevor er vor Kronstadt fiel – vor dem siebenbürgischen Kronstadt, nicht vor dem in Rußland. Ja, und die Witwe erbt ein damals hübsches Vermögen, war sehr jung, und scheint eine tüchtige Frau zu sein.» So sagten die Welchs. Die magensüchtige Tante Beates aber war endlich gestorben, nicht an ihrer Krankheit, nein. Als die Bolschewisten nach dem Krieg eine Zeitlang in München herrschten, traf eine verirrte Kugel die Frau auf dem Heimweg vom Arzt, der ihr versichert hatte, daß ihr Leiden infolge der kargen Nahrung der Notjahre ausgeheilt sei und ihr ein langer schöner Lebensabend mit Bestimmtheit vorausgesagt werden könne.

Ohne andere Hilfe als die, die der Mietpreis des Hauses bot, vermochte Beate ihre Töchter und sich durch die schweren Jahre, die der deutschen Niederlage folgten, hindurchzubringen. Der Währungsverfall hatte den übrigen Nachlaß ihres Mannes entwertet, aber wie sie nach jeder Ernte die Weizenkörner aus dem Grab des Leutnants von Welch empfing als Zeichen seiner für sie nicht erloschenen Gegenwart, erntete sie aus dem Haus, das er ihr hinterlassen hatte, das Brot. Von ihm lebte sie und von ihm war sie mit Kindern beschenkt. Ihre kurze Ehe,

nun zur ewigen geworden, hatte sich so schnell vollendet, daß Beates Erinnerung daran nur grenzenloses Glück umschloß, das sich vor der Sehnsucht der Monate, als ihr Mann im Felde gestanden, noch fleckenloser abhob. Ich habe, dachte sie oft, in wenigen Jahren an Glück erlebt, was anderen Frauen in kleinen, zwischen leere Monate und Enttäuschungen verstreuten Theilen während eines Lebens gewährt wird; ich durfte meine Ehe unbeschattet führen mit einem Mann, der wie das glühende Erz der Jugend schlaffenrein und ohne zu altern in mir weiterbrennt, weil wir keine Zeit hatten um zu erkalten; und nun, meinte sie, gehe ich mit den Kindern wieder durch Mädchenjahre; meine Lebensalter sind seltsam aneinandergereiht.

Aber sie floh in der Ruhe, die sie nach dem Schmerz gefunden hatte, in keine Träumerei. Sie hatte für die Kinder genug zu tun, die Mietgeschäfte waren nicht immer leicht; später, als die Töchter den Schulranzen trugen, strebte sie sich auch außerhalb des Hauses zu bewähren, hier und dort, wo Frauenhilfe nötig war, im Armendienste, dann, als die Verwirrung in Deutschland sich klärte und die neue Fahne emporstieg, in den Ämtern, die den Frauen vorbehalten wurden.

Von Gewisheit und Güte geadelt, die nur dem bestimmt sind, der für sich selbst nichts mehr begehrt, vermochte sie auch den Männern gegenüberzutreten, die ihren Weg kreuzten und sie zu lieben bereit gewesen wären, hätten sie nicht nach kurzem erkannt, daß diese Frau, wie es ihnen erschien, in einer entwaffnenden Art unrührbar war. Indem sie mit den Töchtern alle Kindereien und die ersten Mädchenwirrnisse erlebte, blieb die Mutter fröhlich und federnd jung, so daß mancher in ihr die ältere Schwester der Gräuleins von Welch zu erblicken glaubte, wenn sie

zwischen ihnen schritt, die nun die Mittelschule schon beendet hatten und sich für einen Beruf vorbereiteten. Lene war zur Kindergärtnerin ausgebildet worden, Liese besuchte die Universität und wollte Ärztin werden, ein Ziel, das die Mutter mit Sorge erfüllte, denn das ungestüme Wesen des Mädchens schien nicht dazu bestimmt.

Bevor diese Pläne zur Erfüllung kamen, wurde ein alter Wunsch Beates reif. Seit dem Tode ihres Mannes, besonders zur Zeit, wenn der Weizenstrauß im braunen Paket eintraf, hatte sie davon geträumt, mit den Kindern am Grab in Kronstadt stehen zu können, selbst zu sehen, wie sich darüber die hellen Halme neigten, und den Erdhügel zu berühren, aus dem ihr allein unter Millionen Frauen des Kriegs alljährlich eine Garbe wuchs. Sie hatte mancherlei gelesen über das Land, für das ihr Mann gefallen war, und wußte auch um die drei Völker, die es bewohnten. Daß Deutsche das Grab pfl egten, ein Greis, der den letzten Blick auf das Haupt ihres Mannes geworfen hatte, schien seinen Tod, dessen Opfer sinn sie nie ganz zu erfassen vermochte, wie mit dem Schoß der Heimat belohnt zu haben. Sie sprach fast an jedem Tag mit den Kindern über das ferne Land, hatte Geschichte und Gestalt Siebenbürgens aus Karten und Büchern in sich aufgenommen, und freute sich, daß auch Liese und Lene dort einen Fleck Heimat wußten, der das Grab war und die Stadt, darin es lag. Mit Eifer konnten die drei widersprechen, wenn sie von Bekannten falsche Angaben über Siebenbürgen hörten, doch sie verhehlten es sich nicht, daß sie selbst nur erlerntes Wissen wiederholten; lediglich aus etlichen dichterischen Werken hatte ihre Wahlheimat sie mit den satten und grausamen Farben des Lebens angesprochen.

Es wurde beschlossen, Lieses Sommerferien früher zu

beginnen, mochte das nun ihrem Studium frommen oder nicht, und vom Juni bis zum Herbst in Kronstadt zu verweilen. Zurückgekehrt sollte Lene eine Stelle als Kinderpflegerin annehmen und Liese in eine kleine Universitätsstadt übersiedeln, um sich eine Zeitlang selbständig durchs Leben zu schlagen. «Ich aber», meinte die Mutter, «werde mich auf die Einsamkeit des Alters vorbereiten.» Es stimmte sie nicht fröhlich, als die Mädchen dazu schallend lachten.

Sie packten die Koffer, schlossen Fenster und Tür, gingen um das Haus mit zögernden Schritten. Liese hielt das Haupt gesenkt, um die feuchten Augen zu verbergen, mit denen sie rasch und heftig Abschied nahm vom Garten, darin die Laubkronen üppig grüntem und der Rasen voll Tau glitzerte. In der großen Wohnung, wo einst ihre Eltern nach der Hochzeit gehaust hatten, standen die Fenster offen. Auch dies prägte sich Liese ein; es freute sie sogar, als eines der Gesichter der Direktorsfamilie herausgrüßte, die hier seit langem in den vielen Zimmern ein glänzendes Leben führte. Ach, von diesen Leuten Abschied zu nehmen, war ihr kein Bedürfnis, doch sie gehörten auch zum Haus. Die sechs Fenster des Seitengeschosses, wo Liese aufgewachsen war, bedeckte noch der Morgenschatten, und man glaubte es ihnen anzumerken, daß die Bewohner verreist waren. Die Wege im Garten aber gleißten in der Sonne sauber und herrlich, die Luft kam frisch, Vögel zwitscherten laut, und auf der Straße hielt bremsend der Wagen, mit dem Mutter und Töchter zum Bahnhof fahren sollten.

«Kannst du dir vorstellen, daß es in Siebenbürgen auch eine so goldene Sonne gibt?» fragte Liese und hätte sich am liebsten auf den Mund geschlagen. Lenes lehrhaften Spott wollte sie nicht herausfordern, aber nun war es

geschehen, sie hatte es gesagt und ihr erschien es keineswegs dumm. Sie blickte aus dem schmalen hellen Gesicht, die Lippen leicht geschürzt, kampfbereit auf die Schwester, wobei das Blau der Augen zwischen den langen Wimpern starr wurde und groß. Ihr Hals straffte sich, die Schultern rückten zurück, die Brust drängte sich durch die Bluse, während die Hände mit gespreizten Fingern zur Seite griffen. Der schlanke Körper stand wie vor einem Sprung. Sie war hochgewachsen wie Mutter und Schwester, aber lighter und kühner in jeder Regung und Farbe des Leibs.

Enttäuscht ließ ihre Spannung nach, als sie Lenes gleichmütiges Antlitz sich ihr zuwenden sah. Nein, die Schwester spottete nicht. Mit einem Ruck des Hauptes deutete sie an, daß Liese sich grundlos zur Verteidigung gerüstet habe, dann blieben ihre Mienen von einer ernsten Versonnenheit beherrscht. Die Lider senkten sich über die dunkelgrauen Augen, die breiten Brauen schoben sich zusammen. Sie antwortete ruhig: «Ich kann es mir nicht vorstellen, weil Vaters Grab dort liegt.»

Frau Beate schüttelte staunend den Kopf. Sie hätte nie zu denken vermocht, daß ihres Mannes Grab ohne Helle liegen könnte. Sie ging den Mädchen voraus, ebenso groß wie die beiden, von Gesicht und Gestalt eher der jüngeren ähnlich, obschon ihr Haar von schattenhafterem Blond war und die Haut nicht mehr die unvergleichliche Zartheit der Jugend hatte, die bei Liese golden, bei Lene bräunlich leuchtete, bei der Mutter aber reif und matt, von wenigen Fältchen kaum angerißt.

«Wir nehmen ein Steinchen aus dem Garten mit!» sagte Liese befehlend und freute sich, als niemand widersprach. Sie hoben Riesstückchen auf und wählten sich ein besonders schönes aus, das sie in die Tasche steckten.

Tagsüber fuhren sie durch deutsches Land, nachts sahen sie, wenn sie aus dem Schlaf schrakten und hinausspähten, die ungarische Ebene dämmernd und weit, am nächsten Vormittag gingen rumänische Zöllner durch den Zug, der bald darauf zwischen siebenbürgischen Hängen lauter rauschte. Eine wilde blendende Sonne drang durch die offenen Fenster und bohrte sich in tausend Lichtfäden durch die Poren der Vorhänge, die der Fahrtwind beiseitestieß, um in die Gesichter der Reisenden zu greifen.

Im Durchgang des Wagens standen die Mädchen und deuteten auf kleine Dörfer, die auftauchten und zurückblieben. In greller Wirklichkeit drehte sich das ersehnte Land um sie und erschien ihnen anders, als sie es sich vorgestellt hatten. Erde, Wald und Wiesen sahen aus wie auch in Deutschland; nichts an ihnen mufete sonderbar an außer der Weite, in der man seltener als daheim Häuser und Menschen entdeckte. Doch es waren die gleichen Nadel- und Laubbäume, die gleichen Gräser, die gleiche Erde, grau und stellenweise rissig von der Junihitze. Solche rutengeflochtenen Zäune wie hier an manchen Bauerngehöften hatten sie allerdings noch nicht erblickt, nie solche Hütten, die mit Strohdächern auf den Hügeln saßen, einer winzigen Bodenwelle gleich, darunter die blauen oder weißen Mauern fast verschwanden. Kirchlein traten hervor, klein, auch nur ein Teil der Landschaft. Man hätte annehmen können, daß sie nicht von Menschen gebaut worden waren, sondern aus den Lehnen wie eine Frucht emporstiegen, um im Herbst geerntet zu werden. Städte glitten vorbei, an denen wenig zu sehen war, denn sie hatten das Land nicht überwältigt, sie lagen in seinen Armen, umschlossen von Bäumen und Halden. Die Bahn-

höfe zeigten sich wohl auch anders als in Deutschland, und erblickte man gar Bauern, so fühlten die Reisenden, wie lange sie schon gefahren waren; östlich einfach gekleidet lehnten die Landleute an den Bahnsteiggattern so dicht nebeneinander, daß sie wie ein einziger Leib erschienen, aus dem sich die im Schauen erstarrten Gesichter dem durchrasenden Zug nachdrehen. Deutsche Bauern standen nicht so im Rudel und trugen keine Pelze in der Sommerglut wie viele dieser Gestalten, an deren Füßen man mitunter den Bundschuh noch sah. Es mußten Rumänen oder Ungarn sein, mutmaßten die Mädchen, deren Blick ins Land hinaus strich, die Büffelherden an den Lehmhalden ersichtete und kleine Bauernwägelchen auf biblisch staubigen Landstraßen. Korn und Mais wogten, grün schoben sich Weinärten vor, und so trüg dies Gedeihen prunkte, unter der Gewalt der Sonne wirkte es mächtig und unabwendbar.

Nun nahte ein Dorf, das dichter gebaut als die bisherigen eine Talmulde ausfüllte mit großen ziegelgedeckten Häusern, die zur Gasse die Schmalseite kehrten und mit einem Torbogen zum Nachbarhaus hinüberfaßten, so daß eine durchlaufende Front entstand, die uralte Gesittung verriet. Dahinter lagen Gärten und riesige Scheunen, auch sie nach ererbter Ordnung gebaut. Aus der Gemeinde aber, die ebenso in Franken hätte stehen können, ragte mit angewittertem Stein die gotische Kirche, deren Fenster einen Augenblick lang in der Sonne funkelten und dann von Wehrtürmen und Festungsmauern verdeckt wurden.

Wie vor zwanzig Jahren deutsche Soldaten bei diesem Anblick aufgeregt durch die Fenster der Frontzüge gewinkt hatten, jubelten die Mädchen. Die Mutter kam eilig auf den Gang, und alle drei sahen sich, als das Dorf verschwand, fragend um, ob niemand ihre Entdeckung zu

bestätigen vermochte. Da schob sich ein junger Kerl heran in derbem Rock, unter dem er ein Bauernhemd trug, und erklärte mit mahrender, aber lebhafter Aussprache, hier beginne tatsächlich das Gebiet deutscher Siedlungen, das Land der Siebenbürger Sachsen. Dabei zeigte er mit übertriebener Bewegung hinaus, als ob es nun weit und breit nichts mehr gäbe als ein einziges Summen deutscher Bauern und Dörfer.

Den Mädchen erschien der Mann wie ein kleines Wunder, denn dies war ja nun ein Siebenbürger Sachse, einer der biedereren, unerhört zähen Deutschen, die sich durch fast achthundert Jahre bis zur Brust im Strom reisender Gefahren deutsch und tapfer erhalten hatten. Er möge sich zu ihnen setzen, bat er sie und freuten sich, als er in das Abteil kam und die gestiefelten Beine von sich stieß, auf denen seine Hände breit ruhten, ehe er sie in den Hosentaschen versenkte, wo sie aber auch nicht lange blieben, wieder hervorschossen und sein Sprechen mit ruckhaften Gesten begleiteten. Die Haare, zur Bürste verschnitten, wuchsen ihm braun aus der niederen Stirn, unter der die Nase stumpf im flachen runden Gesicht lag. Der Mund wulstete sich vor, das Kinn fiel klein und kantig zurück. Kräftig saß der Oberkörper auf den kurzen Beinen. Eine Neigung zur Fülle kündigte sich in seiner Gestalt schon an, obgleich der Mann nicht mehr als fünfundzwanzig Jahre alt sein konnte. Er war ein Student, wie sie bald erfuhren, der allerdings noch keine Prüfungen bestanden hatte, weil er sich mit Politik beschäftigte.

Frau Beate, die manches von den Schicksalen der Auslanddeutschen wußte, wandte sich ihm nach dieser Enthüllung freudig zu und fragte, ob er für die Rechte der Siebenbürger Sachsen kämpfe; doch er runzelte die Stirne geringschätzig und antwortete, ehe er eine solche Aufgabe

wahrnehmen wolle, müsse innerhalb der Deutschen dieses Landes Ordnung geschaffen werden. Es sei nämlich, fuhr er heftig fort, ein Bruderstreit zwischen ihnen entbrannt, einige verharrten in einer veralteten, andere in einer gemeinen Gesinnung, jene aber, denen er sich zuzähle, seien Ränder einer reinen Haltung, deren Durchsetzung allem vorangestellt werden müsse.

Unvermittelt fragte er, ob Frau Beate von diesen Kämpfen schon etwas erfahren habe. Sie verneinte es gedrückt und versuchte, indessen er kurz auflachte, das Wesen des Studenten aus seinem Gesicht zu ergründen, aber sie sah vorerst nichts als die verkrampften Züge, die sich, seitdem er von seinen Landsleuten sprach, ununterbrochen veränderten. Während ihre Töchter etwas verblüfft saßen, glaubte sie an der einfältigen Form seiner Stirn, am ungeschlachten Mund und aus der Art, wie er seine Sätze bildete, zu erkennen, daß ihn der Drang beherrschte, einen Feind zu vernichten, der vielleicht nur in seiner Einbildung lebte. Draußen aber in der sonnenüberfluteten Landschaft glitten nun immer mehr deutsche Dörfer vorbei, ein Städtchen stand hoch auf dem Berge mit wundervollen Basteien – «das Spießerneß», wie der Jüngling es bezeichnete – und wieder kamen Wälder, Fluren mit Mais und Korn zwischen Wiesen und Weiden.

Der Student sprach weiter von der Notwendigkeit des Streits seiner Landsleute, der später Früchte tragen würde, mochte er auch das Gewicht der Deutschen im Lande augenblicklich verringern. Die drei seligen Reisenden freilich konnten sich in all den Einzelheiten, die er erwähnte, nicht zurechtfinden, es überkam sie ein Gefühl der Trauer und des Verlusts. Was ihnen da erzählt wurde, traf sie unerwartet und fügte sich so wenig in ihre Vorstellungen, daß sie verstummten. Liese erhob sich und trat

in den Gang, froh, daß ihr dort der Wind das Haar zerwühlte. Als sie zurückkehrte und den Jüngling noch immer eifern hörte, sprang ein Lächeln über ihren Mund, sie bogte die Schwester heimlich in den Rücken, die plötzlich ruhig und tief sagte: «Ich werde mich in Kronstadt auch von der anderen Seite unterrichten lassen.»

Dies brachte den Studenten aus der Fassung. «Tun Sie es!» entgegnete er streitlustig und schwieg hierauf, bis ihn Beate um Auskunft über die Landschaft bat, durch die sie fuhren. Da gab er wohl Bescheid, doch war es ihm anzumerken, daß er sich beleidigt fühlte. Zu welchem Zweck ihre Reise nach Kronstadt unternommen werde, wollte er nach einiger Zeit wissen. Er erfuhr es, und als der Namen des Senators Schobelt dabei fiel, warf er ein, daß er den alten Herrn kenne wie jedermann in Kronstadt, allerdings könne von ihm nicht mehr viel erwartet werden, er sei ein Greis, der während der politischen Kämpfe mit der ungarischen Regierung vor dem Weltkrieg Verdienste erworben habe; schließlich dürfe seine Fürsorge für den Friedhof auch noch gelten, aber sonst sei er eben alt, gehöre zu den Wohlhabenden der Stadt, wisse wenig vom Volk, und sein Sohn habe die Ideen des Studenten zu unterstützen abgelehnt.

«Der Sohn soll», warf Beate widerstrebend ein, «im Krieg Schweres mitgemacht haben, wie mir der Vater einmal schrieb.»

«Im Krieg?» fragte der Student und ließ seine Hand flattern. «Damals war es leicht ein Held zu sein. Man wurde dazu befohlen, aber wir Jungen stehen freiwillig im Kampfe.»

Er stußte vor der heftigen Abneigung, die er plötzlich im Gesicht der Reisenden entdeckte. Ihre Augen waren klar und deutlich auf ihn gerichtet, der Schnitt ihrer Züge

rein; gebannt und unsicher lehnte er sich zurück und verschränkte die Arme.

«Ein Heer, das ohne Kampfbereitschaft fechten soll, läuft am ersten Tag auseinander», sagte Beate und biß sich auf die Lippen. Das jugendhafte Gerede hätte ich nicht beantworten dürfen, dachte sie.

Liese fragte angriffslustig: «Wie sieht der Sohn des alten Herrn Schobelt aus? Ich hoffe ihn bald kennenzulernen.»

Ein langer schlanker Mann sei es, nicht mehr jung, vierzig zum mindesten, antwortete der Student und fühlte wütend seine Unsicherheit wachsen. Das Mädchen war schön, das ihm gegenüber saß, und entsprach dem, was er selbst oft als deutsches Menschenbild in politischen Aufsätzen beschrieben hatte. Und nun sagte es: «Lange schlanke Männer liebe ich.»

Dies konnte er nicht hinnehmen. Eifrig stieß er hervor, es komme durchaus nicht auf das Äußere an; ein innerlich nordischer Mensch habe mitunter einen slawisch anmutenden Körper, das sei erwiesen. Erscheinungsbild und Wesensart deckten sich nicht immer, rief er, und es schien den Frauen, als wollte er sich verteidigen.

Liese musterte, während ihre Fingerspitzen vor Vergnügen auf den Handballen tanzten, seine Gestalt und antwortete hochmütig: «An die Rassenfrage dachte ich jetzt gar nicht!»

«Nein?» fragte er verblüfft, als wäre ihm der Boden unter den Füßen weggezogen worden.

«Nein!» beruhigte ihn Liese mit gönnerhaftem Kopfschütteln.

Da mußte sich Beate rasch ans Fenster stellen und lautlos in die Welt hinauslachen. Lene stand gleich darauf neben ihr. «Diese Liese!» flüsterte sie atemlos. Der Wind riß ihre Haare in das Abteil hinein.

Der Student gab sich einen Ruck, wandte sich Liese, die ihm freundlich gegenüberfaß, zu und sagte leise, er lege Gewicht darauf, ihr Einblick in seine Ideen zu gewähren. Mit heiserer verbissener Stimme sagte er es.

«Wie heißen Sie denn?» wollte Liese wissen.

«Friedrich Polenska.» Er schlug, indem er mit gewölbter Brust einatmete, die Stiefelabsätze zusammen.

«Der Name stammt wohl aus dem Tschechischen?» fragte das Mädchen.

«Möglich!» antwortete er aufbegehrnd. «Das bedeutet doch nichts! In Siebenbürgen gab es früher unter österreichischer Herrschaft viele tschechische Beamte, manche heirateten hier deutsche Frauen, ihre Kinder wieder Deutsche und so fort. Ich kann nichts dafür, daß ich den Namen habe!»

«Wie lustig Sie das sagen!»

«Lustig?» Nein, er hatte es nicht lustig gemeint. Weiß Gott, er hätte lieber Ulf Thorge geheißen, aber dies behielt er für sich.

«Ich muß Sie in Kronstadt sehen», flüsterte er nochmals, und seine wasserhellen Augen richteten sich befehlend auf ihr Gesicht. Hastig fuhr er fort, sie müsse seine Ideen kennenlernen, unbedingt gerade sie, die Deutschlands Jugend angehöre; hoffentlich stehe sie in deren gegliederten Reihen? Er fragte es, als könnte er sie auf einem Vergehen ertappen. Ihre Antwort beruhigte ihn, nun war er überzeugt, daß sie ihren Pflichten entsprach, streckte die Hand aus und faßte sie am Oberarm, nochmals dringend seine Bitte wiederholend. Sie schüttelte ihn ab und trat auch ans Fenster.

Die Molter des Burzenlandes lag geöffnet vor ihr, von Bergzügen umgeben, und im Süden sah sie die Karpatenwand vor dem Himmel ragen, wie sie einst auch der

Leutnant von Welch erblickt hatte. In der fruchtbaren Hochfläche glichen die Dörfer kleinen Städten. Fern aber unter dem blauen Hochgebirgswall traten nun auch, rasch näherwachsend, die ersten Häuser Kronstadts hervor. Im Zug machte sich die Erregung bemerkbar, die das Eintreffen in einem größeren Ort ankündigt. Man hörte Rufe in verschiedenen Sprachen, am Abteil der vier Deutschen gingen Koffertragende Menschen vorbei. Hinter ihren Köpfen sah man die Gebäude der Vorstadt, die ins Burgenland mündet, und groß begann die Zinne hereinzugrünen.

Als die Frauen nach dem Gepäck griffen, stand Friedrich Polenka in der Tür und klappte mit den Absätzen. «Auf Wiedersehen!» stieß er hervor. Sie reichten ihm die Hand. «Heil!» rief er kurz und entschieden, ehe er verschwand.

Liese seufzte vor Vergnügen strahlend die Schwester an, die schon zwei Koffer in der Hand hielt und knurrend auf die anderen Gepäckstücke wies.

Liese schlug die Hacken zusammen: «Polenka, jugendbewegt.»

Mutter Beate ahmte sie nach, gleichfalls die Brust reckend: «Nein, Polenka, ichbewegt!»

Lachend stolperten sie, der Zug hielt, und im gleichen Augenblick schlug eine Welle von Geschrei vom Bahnhof herein. Ehe die Frauen sich wehren konnten, hatten zwei Kofferträger ihr Gepäck gefaßt, beförderten es aus dem Abteil und bauten es vor dem Wagen auf, während sie darüber stritten, wer von ihnen das Recht habe, es weiterzuschaffen. «Beide!» entschied Beate. Die Männer verstanden nicht. «Alle zwei!» sagte Beate, und dies verstanden sie. Einträchtig halfen sie sich bis vor den Bahnhof. «Auto?» fragte der eine, doch da hatte Liese mehrere klapprige Kutschen entdeckt, es gab keine Widerrede, von

zwei Gäulen gezogen mußte der Einzug vor sich gehen. Die Männer türmten das Gepäck mit großer Geschicklichkeit auf Bock und Klappsitz und hielten die Hände vor.

«Wieviel?» fragte Lene.

Oh, dies überließen sie der Dame. «Wie Sie wünschen!» sagte der eine und der zweite bestätigte es begeistert, indem er die Finger ausstreckte, als würde er mit einem Hosentknopf überreich belohnt sein. Aber wie vom Blitz getroffen veränderte sich ihr Antlitz – Lene hatte jedem eine Münze gereicht – nein, so war es nicht gemeint, schienen ihre verzweifelten Züge auszudrücken, dann fingen sie zu schimpfen an.

Als Beate und ihre Töchter halb belustigt, halb verlegen in die Kutsche stiegen, nahm die Entrüstung der Träger zu. Lene war überzeugt, sie gerecht entlohnt zu haben, blickte sich um, sprang aus dem Gefährt und fragte einen Herrn, der ihr deutsch aussah, was das scheltende Trägerpaar zu fordern habe. Er nannte die Summe, die unter dem Betrag lag, den sie gegeben hatte, dann winkte er den beiden, damit sie sich trollten, was auch zögernd geschah, und fragte, ob er Lene noch behilflich sein könne; sie dankte ihm, er lüftete den Hut, und mit der klappernden Kutsche fuhren die drei Frauen ab.

Liese lachte: «Dieser Sachse ist nordischer als mein Polenka. Viel Glück zu deiner Eroberung.»

Sie duckte sich und deutete auf den Bahnhof zurück. Dort stand mit dem Hut in der Hand, den er jetzt langsam dem Kopf näherte, der hilfsbereite Herr. «Gut sieht er aus, kräftig, schlank, sechsundzwanzig Jahre alt, dunkelblond, dunkelblauäugig, ordentlich angezogen, glattrasiert, fehlt uns nur noch der Namen.»

Mutter Beate saß still, ihr Blick fiel auf den grünen

Waldmantel der Zinne, in den sie das armselige Gefährt hineinzutragen schien.

nauf den Ankerp
zum Ein kühler Windhauch füllte schon die Stadt, als sie eine Stunde später das Hotel verließen und sich durch die Straßen nach dem Friedhof durchfragten. Die Fröhlichkeit und die wechselnden Bilder der Reise waren vergessen. Sie schritten durch die vielsprachige Menge, die der späte Nachmittag ins Freie gelockt hatte, kamen auf den Marktplatz, in dessen Mitte das ihnen aus Bildern vertraute Rathhaus stand, vor dem sie einige Atemzüge lang verweilten, wobei ihr Blick über die Häuser hinausgriff zum Raupenberg und zum Befestigungsturm, der aus dem Wald über die Stadt ragt, dann gingen sie weiter zur Schwarzen Kirche, verhielten auch hier; die Stille in ihnen wurde tiefer, da sie neben dem dunklen gotischen Bau den Honterushof betraten, der in allen seinen Theilen deutsch und beruhigt lag.

«Wir werden dies noch oft betrachten», sagte Beate und faßte ihre Töchter unter den Arm. «Gehen wir», fuhr sie fort, «gehen wir!»

Kleine Gäßchen, ein Stadttor, eine herrliche Buchenallee waren an ihrem Weg, und nun standen sie vor der niederen Mauer und der Eisentür des Friedhofs. Der Ries knirschte, als sie eintraten und emporstarrten. Sie konnten nicht weiterschreiten, ehe sich ihre Augen zur Höhe richteten auf den Zinnenberg, der den Himmel fast bis zum Zenith verdeckte. Eben noch hatte sie der Lärm der Straßen umflossen und das Gewirr der Spaziergänger unter den Buchen. All dies war jetzt entrückt angesichts der aufgerichteten Weite unsäglich Waldherrlichkeit mit der mächtigen Rückenlinie des Berges vor dem blauen Zelt der Luft.

Mit einer hilflosen, beglückten Bewegung neigte Beate

ihr Haupt der Schulter Lenes zu. «Links muß es sein, oben links –» flüsterte sie.

Die Töchter fühlten, wie die Mutter in ein Erleben zurückglitt, das ihnen fremd war; beklommen gingen sie an ihrer Seite. In der großen Stille, darüber der Berg ehern stand mit Millionen wehenden Buchenblättern und dem kalkigen Felshaupt, hörten sie ihr Herz schlagen.

«Wir wollen erst seine Soldaten sehen», sagte Beate.

Sie gingen die Reihen ab und lasen die Inschrift auf manchem Stein, lasen von Grenadieren und Husaren, Infanteristen und Artilleristen, und unter den meisten Namen «8. Oktober 1916». Deutsche, ungarische und slawische Namen lasen sie, Namen von Männern, die einst in der Schlacht geblutet hatten, alle gezeichnet mit dem Tag des Opfers und wie im Sterben noch aufgerufen mit ihrem Rang, in Gevierten nebeneinander, als stünden sie noch im Glied für alle Zukunft zur Mahnung, daß Opfer und Gehorsam Völker erhebt.

Beate flüsterte: «Einmal sagte er zu mir, daß er eine Kompanie führe. Ich begriff es nicht. Da liegt sie.»

Liese liefen die Augen über, sie schüttelte gequält den Kopf. «Gehen wir!» mahnte Lene rauh und hielt die Mutter am Arm.

Sie schritten wieder bergan Reihe um Reihe, und ehe sie sich's versahen, lag vor ihnen der Erdhügel, auf dem Gräser schwankten mit grünen, schon ins Gelbliche spielenden Farben reifenden Weizens. «Leutnant Diefen von Welch, 8. Oktober 1916», war in den Stein gemeißelt und darunter ebenso ehern die Regimentszahl; hier galt Truppe und Bluttag gleich Namen und Mann.

Ihr Schweigen läutete ihnen wie Glocken im Ohr. Das unmerkliche Neigen der Weizengräser war schöner und heiliger als jede Blume, die sie auf diese Erde hätten legen

können. Die Hände hingen ihnen leer herab; nicht sie hatten hier zu geben, sie sahen durch verschleierte Augen die Weizenhalme auf der trockenen Junischolle sich lebendig regen, als atmete das Grab. Wie durch ein Feld strichen die Finger Beates in die wenigen schütterten Gräser. Sie sagte: «Dieter», sie schritt um sein Grab, als staunte sie darüber, wie wenig ein Loder von der unermesslichen Erde der Welt beanspruchte für den ewigen Schlaf.

Als sie sich aufreckte, zum Binnenwald hinauffah, als ihr Blick zurückkehrte, den Friedhof umschloß und die Töchter wieder vor sich sah, rief ihr Mund ein Wort, das die Mädchen entsetzte: «Ich war so jung wie ihr!»

Sie kniete am Grabe hin und begann die Weizenhalme zu brechen, Blumen gleich, jeden einzelnen sorgsam und langstielig, keinen ließ sie stehen. Noch war das Korn in den Granen milchig.

Mit dem Strauß in der Hand wandte sie sich dem Mittelweg zu und schritt den Töchtern weit voraus.

Unten öffnete sich die Türe, ein alter Mann trat ein, auf dem bloßen Kopf leuchteten seine weißen Haare. Er erblickte die Weizenhalme in der Hand Beates, rief sie an mit ihrem Namen, erschrocken, weil sie zu früh geerntet hatte, ehe die Körner zu neuer Ausaat gereift waren, aber er beschloß darüber nicht zu sprechen und faßte ihre Hand, die sie ihm, eines Wortes unfähig, entgegenstreckte.

Senator Schobelt duldete es nicht, daß die Reisenden vom Friedhof gleich in ihr Gastzimmer zurückkehrten, wo sie keine Stille erwartete, sagte er, denn für die vielen Sommerfrischler, die zur Zeit in der Stadt weilten,

werde im Garten des Hotels bis spät nachts gespielt, eine recht laute Musik, wie sie sich vorstellen könnten. Bei ihm aber stehe der Garten leer, die Stuben leer, ein gutes Essen werde die Haushälterin richten, und dies solle ihnen als Gruß des Landes munden, in dem sie sich wohl fühlen mögen; es sei ja ein Land der Stille und der Erinnerung für sie und alle, denen das Wachsen jungen Weizens mehr am Herzen liege als ein rasselndes Gewoge.

Er nahm Frau Beate, als er sie und ihre Töchter über die verwilderten Wege seines Gartens geleitet hatte, den Strauß ab, ging mit ihm ins Nebenzimmer, um eine Vase mit Wasser zu füllen, stellte aber einige Halme in ein anderes Gefäß, damit diese wenigen Gräser vielleicht doch unter seiner Hut austreiften und harte Körner fallen ließen, die er später auf das Grab aussäen konnte.

Als er mit dem größeren Strauß in der Vase die Stube wieder betrat, saßen die Frauen in der Kühle des Raumes, in den ein grüner Schein aus dem Laub des Gartens fiel. Mit noch gelöstem Gesicht wandte sich Frau Beate dem Greise zu und wollte ihm danken, doch er winkte ab, drückte sie in den Sessel zurück und sagte: in komischer Bekümmernis, er habe gelogen, als er die Stille des Hauses rühmte, denn er erwarte heute zum Abendessen seinen Sohn und dessen Freund; er hoffe, Frau von Welch könne ihm verzeihen, daß er mit seiner Einsamkeit geprahlt habe, die Mädchen allerdings wolle er nicht um ihre Meinung befragen, mit einem alten Knacker, wie er es sei, könnten sie ohnehin nichts anfangen.

Die fröhlichen Worte nahmen die Frauen wie ein Geschenk hin, das sie über das Schweigen hinweghob. Diese widersprach dem Senator, der schmunzelnd hörte,

daß sie sich einen schönen Abend auch in seiner Gesellschaft denken könne. Sie hatte sich dabei erhoben und neugierig in den Garten geblickt, der mit Büschen und Bäumen und sattem Rasen in der sinkenden Sonne glänzte. Im Freien wolle das Abendlicht genossen werden, meinte Schobelt, faßte Liese unter den Arm und reichte auch Lene die Hand, wer aber zurückzubleiben wünsche, dem sei es gnädig gewährt. Er nickte Frau Beate zu, die ihnen nachblickte.

Als die Tür zufiel, zog sie mit beiden Händen die Vase auf der Tischplatte näher an sich heran. Das Sprechen des Greises und die Antworten Lieses, manchmal die sprödere Stimme ihrer älteren Tochter klangen durch das Fenster aus dem Garten, entschwanden leiser werdend, und die Stille blieb um die Frau zurück, kühl und nach einiger Zeit, als die Sonne den Schatten wich, voll grünem Dunkel, das allmählich dichter wurde.

Sie saß in sich versunken, als hätte sie nach langer Verbannung den Heimatstrand betreten; das Gefühl einer Erfüllung und Wehmut, die nicht schmerzte, durchströmte sie, wie wenn sie gedankenerlöst vereint wäre mit dem göttlichen Rauschen, das der Abend durch die offenen Fenster sandte.

Sie schrak auch nicht auf, als sich die Türe öffnete und im Dunkel ein Mann auf der Schwelle stand, dessen Gestalt sich aus dem dämmernden Vorraum undeutlich und hoch abhob. Er hatte Beate nicht erblickt, ging mit lautlosem Schritt dem Fenster zu, faßte die aufgeschlagenen Scheibenflügel und starrte, die Arme weit von sich gestreckt, in den Garten hinaus, wobei sein Haupt in den Nacken zurücksaß. Die Frau, noch im Banne ihrer Entrücktheit, sah die scharfen Züge der einen Hälfte seines Gesichts, das sich nun, bedeckt vom Abendgrau,

mit geschlossenem Lid und geöffneten Lippen entspannte, als nähme er den Lufthauch der kommenden Nacht befreit entgegen.

Beate begriff diese Regung mit einem Schauer der Vertrautheit. Der Mann mochte die erste Jugend schon hinter sich haben, aber die schmalen Handgelenke, die sich überlang zu dehnen schienen, der fast wilde Laut des Atemholens, der jetzt erklang, und der Ruck, mit dem er die Luft wieder von sich stieß, waren erschütternd jung. Während sie all dies wie an einer unwirklichen Erscheinung beobachtete und ihr Herz lauter wurde, spürte sie voll Grauen, daß der Mann sie an den Toten und dessen Freunde aus jener kriegsberauschten Nacht erinnerte. Wie die Entschwundenen stand er bedrängt in einer zeitlosen Welt.

Sie mochte sich bewegt haben – er fuhr herum, suchte mit noch blinden Augen die Finsternis zu durchforschen, wobei sich sein Antlitz verhärtete. Er tappte mit ausgestreckter Hand in die Ecke hinein, wo sie saß, tastete über den Tisch, stieß an die Vase, die leise klirrte und überfloß.

Dann lauschten beide, während die Wassertropfen auf den Boden klopften. Sein Antlitz war ihr sehr nahe. Er hatte die Frau entdeckt, stammelte eine Entschuldigung und trat zurück, um den Lichtschalter zu suchen.

«Ich habe Sie erschreckt», flüsterte sie beklommen und schüttelte die Augen mit dem erhobenen Arm vor dem aufflammenden Schein.

Er verneinte und stand steif vor ihr, doch da weitete sich sein Blick in einem fast furchtsamen Erstaunen, das ihn heftiger bewegte, je länger er sie betrachtete.

Sie erhob sich mühsam. «Ich will das Wasser aufwischen», meinte sie, das Gesicht abkehrend, und trock-

nete mit dem Taschentuch die Platte um die Vase, aus der die Halme unbewegt ragten. Sie sei Frau von Welch, sagte sie dabei, ihm wohl schon bekannt aus Erzählungen seines Vaters; die Stille habe sie überwältigt, sie sei reisemüde, und dies Land ströme eine betäubende Luft aus.

Verwirrt vernahm sie von dem Mann, der sie groß ansah und stockend zu sprechen begann, daß sie sich in ihm irre, er sei nicht Hans Schobelt, sondern dessen Freund; aber er unterbrach sich jäh, wie wenn ihm dies gleichgültig wäre, und fuhr, bestrebt seine Erregung zu bezwingen, fort: «Ich muß Ihnen seltsam erschienen sein. Ich war allein.»

Sein Mund zuckte kindlich und ratlos, ehe er das Haupt mit einem Lächeln reckte und meinte, sie habe ihn jetzt erst erschreckt, vergebens bemühe er sich darüber klar zu werden, an wen sie ihn erinnere, er glaube sie schon einmal gesehen zu haben, wenn auch vielleicht, schloß er, nicht von Angesicht. Er machte eine wegweisende Handbewegung, verbeugte sich leicht und nannte seinen Namen: «Wilhelm Gober.»

«Wir wollen meine Töchter suchen», gab sie widerstrebend zur Antwort.

Er öffnete ihr die Türe in den Vorraum, während sie ihm tonlos erzählte, daß der Senator mit Liese und Lene im Garten weile. Sie traten über die Stufen ins Freie, von der Dunkelheit umfassen, in der sie verstummten, und gingen mit unsicheren Schritten den Kiesweg bergan in das Rauschen des Gartens hinein, der sich vor ihren Augen, die der Finsternis gewohnt wurden, dämmernd erhellte. Die Büsche bauschten sich unförmig im Rasen, die Bäume standen breit vor der schieferfarbenen, sternreichen Flut des Himmels. Ob-

gleich die Blätterkronen den Ausblick auf die Zinne verdeckten, war die Buchenwand des Berges doch gegenwärtig und hörbar wie ein Wasserfall. Glühwürmchen schwebten vorbei, rundum wisperte und seufzte es lebendig aus dem Gesträuch.

Der Mann und die Frau gingen bis ans Ende des Gartens, bogen in einen Nebenweg ein und schritten ihn ab, bis er sich zweigte und sie eine neue Richtung einschlugen, aber auch hier fanden sie den Senator und die Mädchen nicht. Noch immer schwiegen sie, und ihr langes Stummsein glich einem Mantel der Unwirklichkeit, in den sich beide, die mit langsamer Bewegung nebeneinander wanderten, eingehüllt fühlten; manchmal schob der Mann einen Zweig beiseite, der über ihren Weg griff.

Sie kamen zu einer offenen Zauntüre, traten hindurch und standen auf einer engen Straße, die von Gartenplanen begrenzt war und links in den Wald als steinigere Pfad mündete. Nach wenigen Minuten funkelten die Lichter der Stadt aus dem Tal durch die Bäume empor. Die Frau stolperte und fühlte sich am Oberarm rasch gestützt, doch löste Gobar die Hand wieder und ließ ihr den Vortritt auf dem schmalen Anstieg. So gingen sie noch eine Weile, während die Siedlung zwischen den Bergen tiefer sank. Der Wind brachte Laute heran. Sie betraten eine Lichtung, auf der sich ein Bethäuschen aus Latten hob. Hier endlich trafen sie auf den Senator und die Mädchen, die im Grase saßen und in die Stadt hinablickten.

«Da seid ihr ja!» rief Frau Beate atemlos aus und lehnte sich erschöpft an das Häuschen.

Die Töchter aber bedeuteten sie zu schweigen, und da vernahm sie aus dem Dunkel der rumänischen Vorstadt

den einfältigen Ton einer Hirtenflöte. Rechts in der Tiefe zwischen den Lichtern ragte riesenhaft, einer Burg gleich, die schwarze Kirche. Auf der anderen Seite des engen Tales, in das sich der Stadtkern schmiegte, wogten die Berge hinaus in die Hochebene, darin die Dörfer mit zitternden Punkten gleißten.

Die Turmuhren schlugen unten an.

Ach, es sei längst Zeit zum Essen, rief der Senator und erhob sich aus dem Grase, scheuchte die Mädchen aus ihrer Verträumtheit, indem er versicherte, sie hätten ihn verhehrt. «Anderthalb Stunden hindurch, Frau von Welch, machten mich Ihre Töchter zum Sklaven. Ich mußte erzählen, mußte jede Kirche benennen und jedes größere Haus. Die Berge alle! Mußte tausend Fragen beantworten und zuletzt schweigen, weil ein Käsebengel irgendwo im Dunkel zu flöten angefangen hat.»

«Wer eine so herrliche Heimat hat, muß dafür büßen», erklärte Lise.

Wie erwachend trat Beate näher, zugleich wandte sie sich etwas, um ihren Begleiter mit den Mädchen bekanntzumachen. Dabei sah sie, daß er unbeweglich stand und sie wohl keinen Augenblick aus dem Auge gelassen hatte.

Beim Abstieg bat sie Lene, ihr behilflich zu sein. Es tat ihr wohl, die Stimme des Mädchens zu vernehmen. Hinter ihnen kamen die anderen, aber Gobar hörte sie nicht sprechen.

In der Tür des Hauses wurden sie von der Wirthschafterin empfangen, deren Kopfhäubchen vorwurfsvoll zitterte, als sie beleidigt brummte, der Braten liege seit einer Ewigkeit in der Pfanne und kein Herrgott könne für ihn gutstehen; der Sohn des Senators sei auch schon lang da.

„Na, dem hat das Warten wohl nicht geschadet“, begütigte der Hausherr.

In der Helle des Vorraums trat ihnen Hans Schobelt entgegen. Er ähnelte dem Vater in Gestalt und Gesichtsschnitt, wenn er auch die Milde und Fröhlichkeit des Greises missen ließ, als er mit knappem Lächeln die Gäste begrüßte, gleichgültig die Türe zum Speisezimmer aufstieß und zuletzt mit dem Freunde nachfolgte.

Vor dem Tisch aber, der unter dem Lampenschirm festlich gedeckt leuchtete, veränderte sich sein kühles Gesicht; er betrachtete Frau von Welch und Liese mit unverhohlenem Erstaunen. Als sie es bemerkten, bat er sie um Entschuldigung, ihr Anblick gemahne ihn an eine erschütternde Stunde der Kriegsgefangenschaft; zwar verwirre es ihn, daß beider Anliß ihn daran erinnere, denn damals habe es sich nur um ein Frauenbildnis gehandelt, und dies ähnelte mehr der Tochter, doch sei es wohl das der Mutter gewesen.

«Das Ihre!» schloß er nachdrücklich, zu Frau von Welch gewendet, die ihn erschrocken anhörte und sich Gober zukehrte, als forderte sie ihn auf, nun auch zu sprechen. Aus den Augen des Mannes aber sprang sie eine so strahlende Freude an, daß sie ratlos das Haupt senkte.

Hans Schobelt war ihrem Blick gefolgt und rief aus: «Du warst dabei, Gober!» In den rauhen Ton der Kriegszeit zurückfallend wiederholte er laut: «Mensch, du warst dabei. Erwinnere dich! In Sibirien, Mensch, im Lager bei Irkutsk, wo so viele an Flecktyphus starben!»

«Ich weiß —» antwortete der Angerufene. Seine Stimme verriet, daß ihn die Erinnerung noch mehr bedrängte als den Freund.

«Es war in Irkutsk», bestätigte Hans Schobelt und verglich die Gesichter der beiden Frauen nochmals, betrachtete auch Lene aufmerksam und schüttelte dabei den Kopf: «Sie nicht, Sie ähneln Ihrer Mutter nicht so auffallend!»

Als er die Spannung der Umstehenden bemerkte, wurde seine Stimme ruhiger. Mit einer Handbewegung zeigte er auf den Tisch: «Das Essen wollen wir nicht versäumen! Sehen Sie mich bitte nicht so angstvoll an, Frau von Welch. Ich glaube, meine Erzählung wird andere Gefühle in Ihnen wecken.»

6.48 Er schob ihr den Stuhl zurecht, lud Lese ein, neben ihm Platz zu nehmen, saß zwischen den beiden, doch seine Gedanken gewannen wieder Gewalt über ihn, er faßte nach der Weinflasche und füllte sich das Glas bis zum Rand voll. Erst als er es leeren wollte, stutzte er, beugte sich zu seinen Nachbarinnen, denen er einschenkte, und gab die Flasche Guber weiter. Inzwischen hatte die Wirtschafterin das Essen hereingetragen und bot es rundum an.

«Ich bin es Ihnen schuldig, mich zu erklären», begann Hans Schobelt wieder, «aber der Braten darf uns nicht entgehen. Nachher werde ich erzählen.»

«Es ist gut, daß du Frau Binders Kochkünste nicht ganz zu Schanden werden läßt», meinte der Senator und hob mit der Feierlichkeit des Alters das Glas. «Ehe wir das trockene Fleisch zwischen die Zähne nehmen, will ich auf Ihr Wohl trinken, Frau von Welch, und auf die Erde, die uns teuer ist und Ihnen auch!»

Schweigend wurde den Worten entsprochen. Die Spannung, die auf allen Gesichtern lag, löste sich nicht, obgleich niemand schon jetzt die Geschichte hören wollte, die ihnen angekündigt worden war.

Nach einiger Zeit fragte Gober die neben ihm sitzende Lene, wie ihre Fahrt verlaufen sei, und lachte böse auf, als er vernahm, daß ihnen ein Friedrich Polenka eine absonderliche Begleitung durch Siebenbürgen geboten habe.

«Sie werden aus seinem Geschwätz eine merkwürdige Vorstellung von unserem Land gewonnen haben», meinte Hans Schobelt spöttisch.

«Ach, dieser Polenka machte den Eindruck, als müsse er sich ständig auf die Brust schlagen, um zu wissen, daß er ein Kerl ist.»

Gober antwortete: «Er ist unbefugt, über den Streit in unserer Volksgruppe zu sprechen. Auf welcher Seite er immer steht, als Beispiel für seine Freunde darf er nicht gelten. Er weiß von unserer Zwietracht nur soviel, als daß er dabei eine Rolle spielen kann.»

Indessen sei es doch erregend, daß solcher Zwist diese alte Siedlung aufwühle, warf Lene ein; sie habe hier eine uralte Geschlossenheit vermutet, beispielhaft für alle Deutschen der Welt; die Bekanntschaft mit Polenka, so spießbürgerlich er sich gebärde habe, nicht anders als ein Jüngling eines christlichen Bvvereins, ließe unerwartete Spaltungen erkennen.

«Wir sprechen ungern davon», sagte Gober.

«Nein, davon darf gesprochen werden!» entgegnete der Senator; er habe in vergangenen Jahrzehnten manchen Brudersstreit erlebt, der immer mit einer Stärkung des Volksgefühls endete; nicht anders werde es jetzt verlaufen, und darum bemühe er sich nicht, die Gründe des gegenwärtigen Kampfes zu verstehen; in seinem Alter habe man ein Anrecht darauf, das Tagesgeschrei nicht ernst zu nehmen.

Als sein Sohn Lenes unbefriedigte Miene sah, sagte

er: die Deutschen hier hätten sich selbst in den Türkenstürmen zu erhalten vermocht, weil sie zu jeder Zeit Kräfte entwickelten, die neuen Gefahren gewachsen waren; darum bedeute es für sie ein Glück, daß eine aufrüttelnde Auseinandersetzung die Nachkriegsmüdigkeit ablöste, obschon das Zukunftsträchtige unter Schmerzen geboren werde; fehlten unter seinen Landsleuten Vertreter zerstörerischer Ideen und bekenne sich fast jeder zu den Anschauungen, die auch Deutschland aus dem Verfall hoben, so hätten sich hier doch verschiedene Auslegungen breit gemacht; den Staat führe ein anderes Volk, und den Deutschen sei keine Vollzugsgewalt gegeben, widerstreitende Meinungen in ihrer Mitte mit einem Machtwort zu bändigen; Einigkeit und Unterordnung unter den Willen der Gemeinschaft wüchsen hier nur durch freiwillige Bereitschaft aller; das sei ein Naturgesetz für Deutsche, die weit vom Mutterland einstige Herrenrechte und die entscheidende Mitwirkung an der Verwaltung ihrer Siedlungen verloren hätten; gegenwärtig werde dies Gesetz durch den Brudersreit verletzt, und mancher gewissenlose Phrasendrescher koche sein Süppchen, aber noch lebten Männer genug, die im Krieg Unterordnung und Zucht sinnvoll bewährt hätten; wie es den Kamearden im Reich vergönnt war, würde ihr Geist über die wirren Triebe siegen, und dann ströme – dessen sei er gewiß – aus allen jetzt feindlichen Lagern ein Beitrag zur Wiedergeburt zusammen, denn jedes umfasse neben Paukenschlägern ehrliche Sucher; allerdings sei diese Stunde der Einigung bitter nötig; das deutsche Volk hierzulande verliere täglich an Boden und Einfluß.

«Was Hans da spricht», unterbrach Gober unwillig, «ist die Betrachtung eines Weisen. Sie mag ja stimmen, aber vorläufig handelt es sich um eins: es sind durch die

Zwistigkeiten bei uns einige Kerle an die Oberfläche gespült worden, die zum Kehricht gehören und ihre Pöbelgesinnung ausleben. Denen muß man an den Hals fahren!» Mit heftiger Bewegung leerte er sein Glas, stützte die Arme auf den Tisch und verzerrte die Lippen, aber sein Ärger verrauchte rasch, er lächelte, als ob er sich selbst tadeln wollte.

Hans neigte sich vor: «Wie du erregt sich heute Hinz und Kunz an allen unseren Tischen.

Gober wollte aufbegehren, da mischte sich der Senator ein. „Laßt das politische Lied! Wir wollen lieber darüber nachdenken, wo wir Frau von Welch und ihren Töchtern eine Wohnung suchen. Im Hotel können sie nicht bis zum Herbst bleiben.»

«Bis zum Herbst!» rief Gover mit heller Stimme; er werde in seinem Kaufladen jeden Kunden fragen, ob er eine geeignete Wohnung wisse.

Hans winkte ab, dabei komme nichts zuwege; er könne einen besseren Vorschlag machen; außerhalb der Stadt bewohne er in einem kleinen Vorort, der früher ein rumänisches Dorf gewesen sei, eines der Landhäuser, die in guten Jahren von den Patriziern dort am Rande des Karpatenabfalls gebaut wurden; das Gebäude sei weitläufig, der Garten groß, ein Bach durchfließe ihn, und den Gästen stünden mehr Räume zur Verfügung, als sie benötigten. Vor allem, schloß er vergnügt, sei zu erwägen, daß er, wenn sein Angebot angenommen werde, Fräulein Lene mit politischen Auskünften täglich dienen könne. Lachend nahm er den entrüsteten Blick des Mädchens hin.

«Das geht ja mit dem Teufel zu!» staunte der Vater, «Hans öffnet seine Pforten. Sie wissen nicht, welche Ehre Ihnen damit zuteil wird.»

197
«Und du weißt nicht, daß ich Frau von Welch seit zwanzig Jahren kenne», erwiderte Hans Schobelt ernst und begann unvermittelt zu erzählen.

Grau Beate ahnte in diesem Augenblick, als in sein braungebranntes Antlitz die Anspannung der Erinnerung trat und seine Augen sich unter den zusammengeschobenen Brauen und der finsternen Stirne weiteten, daß ihr Dasein mit dem des Erzählers seltsam verbunden sein mußte. Sie sah, wie sich auch Gobers Züge veränderten. War er ihr während des Essens oft stürmisch oder versonnen wie ein Kind erschienen, mit hellen Augen ausblickend oder trozig das Haupt bewegend, wobei seine Lippen in eigenwilligem Spiel vorsprangen, so verschlossen sich nun seine Mienen, und eine leichte Röte färbte die Wangen.

«Weißt du noch, Gober?» sagte Hans Schobelt. «Wir hatten damals bei Jrkutsk im Winter die Toten auf einen Haufen geworfen, weil wir die gefrorene Erde nicht aufzugraben vermochten. Der Schnee fiel auf die Leichen, nach wenigen Stunden deckte er sie zu, man sah kein Glied mehr von ihnen. Nur der Schneehaufen wuchs. Von der Artillerie waren du und ich da. Man hieß uns die Bumbser. In der Baracke gab es zumeist Infanteristen, Leutnants wie wir, viele Österreicher, auch andere Deutsche. Es war im März, wir fürchteten uns vor dem Wetterumschlag, weil dann alle, denen wir kein Grab hatten geben können, wieder vor uns liegen mußten. Wir atmeten an jedem Morgen erlöst auf, solange der Schnee unverfehrt lag. Schenk mir ein, wenn ich rede!»

Gober füllte das Glas, der Freund leerte es und hielt es ihm nochmals hin.

«Im März war es, am Abend. Wir hatten schon seit

Tagen keinen sterben sehen, lachten und spielten Schach. Ja – und ein Fähnrich verkleidete sich als Mädchen, ein weibischer Kerl, ganz trauten wir ihm nicht. Doch das gehört nicht her.»

«Er ging später zu den Roten über» – unterbrach Gober.

«Das erlebte ich nicht, da war ich schon geflohen. Er feigte und räfelte sich, der Kerl. Es gab viel Geschrei und unflätige Lieder. Auf einmal springt ein junger Leutnant aus München mitten in den Trubel, packt den Fähnrich, reißt ihm die Weiberkleider herunter, und steht dann, selbst beschämt, ausgelacht und wirklich etwas lächerlich da. Es geschah nichts weiter. Er habe den Koller, meinten einige. Der Fähnrich nahm es nicht übel, zog sich die Frauenröcke wieder hoch und führte den Tanz zu Ende. Es lachten aber nicht mehr alle darüber.»

«Ein Schweinehund!» knurrte Gober.

»Nach etlichen Tagen sehe ich den Münchner Leutnant auf seiner Pritsche liegen, elend und matt und fiebrig. Er war einer der neuen, nicht länger als zwei Monate bei uns, gesprochen hatte ich mit ihm nur ein- oder zweimal.»

«Auch ich nicht öfter», fiel Gober ein.

«Fehlt dir was? frage ich. Er winkt mir und sieht mich an wie – das kann man nicht erklären, sieht mich an, und ich weiß, der ist auf der Schwelle. Ich setze mich zu ihm und will wissen, ob er mir etwas mitzuteilen habe. Nein! antwortet er; bleib da, sagt er leiser. Und ich sitze bei ihm, wir sehen uns an, sonst geschah nichts. Nachher bist auch du gekommen. Ich war froh, daß noch einer neben mir saß.»

Hans stockte, dann fuhr er fort: «Ich habe später oft darüber nachgedacht, warum uns sein Sterben sofort

anders berührte als der Tod von manchem Kameraden, den wir besser kannten. Er war uns beinahe ein Fremder, aber wir saßen da wie noch nie an einer solchen Pritsche. Bald kamen noch einige Offiziere zu uns und bewegten sich nicht und sprachen nicht. Es lag wohl daran, daß er so jung war, so rein ausah und so furchtbar einsam. Sein ebenmäßiges Gesicht hatte in der Gefangenschaft nichts an Straffheit verloren. Ganz still lag er, nur seine Augen – ach, ich kann's nicht beschreiben. Ob er Schmerzen litt, weiß ich nicht. Seine Züge blieben unbewegt. Und dann bat er mich, seine Brieftasche zu öffnen, die in seinem Rock war, der über der Pritsche hing. Ich habe sie geöffnet, das Bild einer Frau herausgenommen und es ihm gereicht. Er sah es lange an, danach gab er es uns beiden. Ich weiß noch genau, er gab es nicht mir, nicht dir, er gab es uns beiden, wir faßten es zu gleicher Zeit, und er sagte: Nehmt es, ihr Bumsfer. »

Gober fuhr fort: «Ich fragte ihn, ob ich der Frau schreiben solle. Er schüttelte den Kopf. Es ist nicht mein Mädchen, antwortete er und fing zu erzählen an. Auf Urlaub war er gewesen, im Sommer sechzehn, ehe er an die Ostfront kam, nach Siebenbürgen, ja, nach Siebenbürgen. Er hatte in München einen Freund besucht und war in dessen Haus mit ihm und einem anderen die Nacht über gewesen, hatte Wein getrunken, und der Krieg war über sie gekommen, so daß sie von nichts reden konnten als von dem, worüber auch wir immer reden, von Gefechten und Schützengräben und Kameraden. Sie hatten die Frau des Freundes nicht beachtet, die daneben saß, still und groß. So sagte er – still und groß. Einmal war sie aufgestanden und in den Nebenraum getreten, wo ihr Kind lag. Die Türe stand offen. Er hatte gesehen, wie sie das kleine Wesen an sich drückte. Später war sie

wieder zwischen ihnen und hatte nichts gesprochen und nur geglüht wie ein – er sagte: wie der Mond; er sprach es so einfach aus, daß jeder von uns den Sinn des Vergleichs begriff.»

Frau Beate rannen Tränen über die Wangen. Niemand wagte sie anzublicken.

Gober räusperte sich und erzählte weiter: «Der Leutnant schüttelte den Kopf, als könnten wir ihn mißverstehen. Wie im Ärger verstärkte sich seine Stimme, und er rief, daß er die Frau nicht liebe; wir müßten es ihm glauben; doch am Morgen, beim Heimweg durch die leeren Straßen – tagsdrauf ging ja sein Zug – hatte ihn der Gedanke erschüttert, daß wir Soldaten immer zu laut und wild sind, daß uns der Krieg überstark bannet und wir dabei vergessen – wie drückte er sich aus, Schobelt? Ich finde seine Worte nicht mehr.»

Der Freund antwortete: «Ich auch nicht. Wir waren still, das Wort traf uns wie ein Schlag, aber ich habe es vergessen. Er meinte und machte eine Bewegung, als müßte er sich entschuldigen, weil er solche Ausdrücke gebrauchte: wir Kriegssoldaten seien, wenn wir es auch niemals selbst dächten, denn wir wußten um die Angst und die Schweinehunde unter uns, Helden vor Gott und den Menschen, aber dies Los drücke uns so schwer, daß wir die Frau nicht begriffen, die an unserer Seite das gleiche Los trage, ohne Lärm, ohne Rausch und ohne Kompanie, wie eine Heilige, die selbst der Tod nicht kröne, sondern in ein noch schwereres Leben zurückstoße.»

Gobers rauhgewordene Stimme klang auf: «Er sagte noch, daß er sich beim Vormarsch durch Siebenbürgen von seinem Freund das Bild der Frau erbeten habe, um es mit sich zu tragen als Bild aller Frauen und der Hei-

mat. Es gab unter uns einige, die verheiratet waren; sie senkten die Stirn und gingen weg. Es wurde an dem Tag nicht gesungen. Wir begruben ihn am Abend. Alle halfen mit. Es war März und der Boden schon weniger fest. Wir haben ihn nicht auf den Leichenhaufen gelegt.»

«Eins vergift du», ließ sich Schobelt hören, und sein Gesichtsausdruck ähnelte dem des Freundes in diesem Augenblick, als wären sie Brüder. «Der Leutnant sagte, daß der Mann der Frau, deren Bild wir in den Händen hielten, vor Kronstadt fiel. Ihn selbst singen die Russen in der Moldau. Er war so jung und arm, daß ihn dies Bild der Frau eines anderen, die er wohl tiefer liebte, als wenn sie sein gewesen wäre, im Sterben noch bewegte. Wir konnten ihn verstehen.»

Der Senator kam leise um den Tisch und setzte sich neben Frau Beate. Sie nahm seine Hand und sah die Freunde wortlos an mit einem fernen Blick, dem sie nicht standhielten. Lise warf den Kopf in die Arme. Lene erhob sich und ging aus dem Lichtschein der Lampe. Sie lehnte sich an die Wand, verschränkte die Hände in den Nacken, stand atmend und unbeweglich.

Die Freunde füllten ihre Gläser, sie tranken mehrmals aus, mit belebter Stimme begannen sie wieder zu sprechen, zu gleicher Zeit, bis Schobelt einhielt und Gøber das Wort ließ.

«Wir beide hatten das Bild übernommen, aber es gehörte allen, die um uns gewesen waren, als wir es erhielten. Die Baracke bestand aus hellem Tannenholz, sie sah elend und nüchtern aus, doch wir hefteten das Bild an einen Pfosten in der Mitte. Ein Brettchen nagelten wir darunter. Als der Frühling kam, lagen dort immer Blumen. Das Bild hießen wir: Die Schwester. Ich auch,

obgleich der Name mir nicht gefiel. Ich nannte es heimlich: Du!»

«Ich will nichts mehr hören!» rief Frau Beate und erschrak, als Gøber sie anstarrte, wie wenn sie ihm ins Gesicht geschlagen hätte. Sie versuchte ihm zuzunicken.

In der lautlosen Stille, die das Zimmer erfüllt hatte, vernahm man das nächtliche Flüstern des Laubes durch die Fenster dringen, vielfältig und beruhigend.

Hans Schobelt strich sich über die Stirn, er berührte Liese am Oberarm. Sie hob ihm ihr Antlitz entgegen mit Augen, die noch ins Weite schauten. Er neigte sich zu ihr und sagte: «Wir sahen das Bild tausendmal an. Es glich Ihnen, Fräulein Liese.»

Sie fuhr, den jäh klar gewordenen Blick auf den Mann gerichtet, zurück. Ein unheimliches Empfinden nahm sie in Besitz, die Schultern zogen sich ihr zusammen und ein Laut der Abwehr sprang über den bebenden Mund.

Bersinnen sagte der Greis: «Frau von Welch, Sie haben viel Liebe erfahren.»

«Uns aber erschien das Bild als die Verheißung des Lebens», stieß Gøber hervor.

Frau Beate erhob sich. «Wir wollen nun gehen», sprach sie leise und dankbar.

Schweigend brachen die Gäste auf.

5

Die Freunde hatten die Frauen bis zum Hotel begleitet. Nun standen sie allein vor dem hellerleuchteten Tor des großen Gebäudes, rechts am Ende der Gasse dunkelte der Bergschatten der Zinne, links saßen an

kleinen Tischen müde Gestalten vor den Fensterscheiben des Kaffeehauses, aus dem die Zigeunermusik ins Freie tönte. Der Wind wehte warm. Mietkutschen in langer Reihe warteten auf Fahrgäste an der Gegenzeile.

Gober spähte hinauf zum Himmel, kopfschüttelnd sah er dann in die Gasse hinein, die in der späten Stunde trostlos anmutete, und stöhnte: «In der Früh gehe ich nun wieder in meinen Laden!»

Wütend fuhr er fort: «Ich lege wieder die neuesten Bücher auf das Pult und fühle den widerlich schiefen Blick der Gehilfen an mir herumtaften. Ich lese das Börsenblatt der deutschen Buchhändler, habe den Rotstift in der Hand, schreibe Bestellungen und höre mit einem Ohr, ob die Kunden etwas Anständiges kaufen wollen. Später kommt natürlich der Kerl im fleckigen Rock, der Steuerbeamte, und verlangt Geld. Er knurrt mich an, ich lege ihm einen Schein hin und einen zweiten. Er lächelt, er zerfließt vor Wohlwollen. Aus Dorohoi stammt er – niemals habe ich einen komischeren Namen für eine Stadt gehört! Ich lächle auch. Eine aufgedonnerte Gans wiegt sich herein und will «etwas Spannendes», ich muß sie bedienen, nur ich, mit Angestellten gibt sie sich nicht ab. Sie schnattert und geht. Ich sehe die Gehilfen an und habe für eine Sekunde das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihnen, aber das hält nicht vor, die Burschen denken ja doch im Stillen, ich sei kein echter Buchhändler. – Wäre die Sache 1918 anders ausgegangen, könnte ich heute als Stabsoffizier –»

«Schwamm drüber!» warf Schobelt ein.

Der Freund faßte ihn erregt an den Schultern: «Hast du Frau von Welch gesehen? Sie ist, was wir einmal waren, als es noch Regimenter für uns gab, als wir noch marschierten, als wir meinetwegen in Irkutsk die Leichen

auf den Haufen warfen, als im weiten Osten zwischen zehn Völkern unsere Garnisonen noch lagen und deutsch sprachen. Wir sind nichts mehr. Diese Frau aber ist sich treu geblieben, und ich bin ein kleiner Buchhändler in einer Stadt mit drei verschiedenen Völkern. Als Deutscher müßte man ein Herr sein!»

«Kannst es doch als Buchhändler sein! Du selbst hast diesen Beruf gewählt, weil er Aufgaben stellt über das Geldverdienen hinaus, und redest jetzt, als hättest du das heulende Elend», antwortete Schobelt und setzte sich in Gang.

Verbissen hielt Gober an seinen Gedanken fest: «Warum ich jetzt so spreche, ist ganz einerlei. Du mußt mich nicht anhören. Ich rede dann eben mit mir selbst. Doch du bist ja auch nicht, was du sein müßtest. Was wolltest du werden, einmal, he! In Irkutsk sprachst du wochenlang davon. Im Großen arbeiten – das wolltest du. Dein Vater war Senator, dein Großvater Richter, dein Urgroßvater Sachsengraf. Du hättest Statthalter werden müssen. Warum bleibst du nun hier, wo Deutsche nichts mehr zu regieren haben? Warum verwaltest du Häuser und Gründe und regierst in Fabriken herum? Geh nach Deutschland, such dir einen Posten, dort kann man noch dienen.»

«Ich könnte dir die Frage zurückgeben», wehrte Schobelt ab, dann sagte er nachdenklich: «Du hast recht, man wird für eine bestimmte Aufgabe geboren. Unsere Vorfahren regierten jahrhundertlang die deutsche Provinz Siebenbürgens und brachten es fertig, hier ewig bedroht eine europäische Ordnung zu halten, die auch für die Nichtdeutschen unseres Gebiets günstiger war als in anderen Landschaften. Sie bauten Städte, Dörfer und Festungen, unterlagen den Türken nicht, erschlossen

kaufmännisch und handwerklich weite Teile des Ostens, führten als erste in der Welt die allgemeine Schulpflicht ein, sie stiegen auf zu Generalen und Räten des Kaisers. Ihr Blut rinnt in uns. Darum gebären unsere Frauen noch immer Männer, die das Zeug zum Statthalter, Schulschöpfer und General haben, und diese Männer können niemals so zufrieden sein wie die geborenen Kaufleute und Handwerker unter uns, die sich noch tummeln dürfen. Aber sollen sie die Hände in den Schoß legen und Unmöglichkeiten nachträumen? Jedes Volk stellt zu welcher Zeit immer seinen Söhnen, die für das Allgemeine wirken wollen, Aufgaben. Es sind heute andere, keine glänzenden, keine weitausschwingenden, aber wichtige Aufgaben.»

Gober lachte häßlich: «Ich bin keine Volksversammlung, die mit Selbstverständlichkeiten gefüttert werden muß, und ich weiß, daß du die Flinke nicht ins Korn wirfst. Du steckst deine Nase in alle Dinge hinein, die unser Volk berühren. Hängen läßt du sie nicht! Du packst an, und ich lebe schließlich auch nicht unnütz. Aber einmal in der Nacht dürfen wir es aussprechen, daß wir Größeres leisten könnten. Wir wissen es doch! Wir fühlen es. Und deshalb sind wir unbefriedigt, du ein verhinderter Statthalter, ich ein verhinderter Soldat. Punktum! Wie uns ergeht es vielen Deutschen. Sie sind abgesetzt, doch weil man uns noch in der Einflußlosigkeit anmerkt, was wir leisten könnten, haßt man uns Deutsche auf der Welt.»

Goberts Stimme senkte sich, wurde dunkel und tönend: «Eine Frau, wie wir sie heute kennen lernen durften, unser ‚Du‘ aus der Gefangenschaft, fährt eines Weizenstrausses wegen anderthalbtausend Kilometer weit. Ach, Schobelt! Als uns der Bart noch nicht wuchs, als wir

„Rechtsum“ kommandierten, waren wir reich und sinnvoll und Männer. Jetzt lächle ich schlau, wenn mir der Kerl aus Dorohoi seine dickfingerige Hand entgegenstreckt, in die er ohne Arbeit das Geld derer kriegen will, die arbeiten. Jetzt lächle ich, aber das Schicksal hat mich noch nicht aufgegeben, es zeigte mir heute eine Frau, die in zwanzig Jahren nicht klein wurde, die ist, wozu sie Gott schuf. Ihr läßt das Wunder eine Garbe wachsen, vor ihr werden selbst wir Karrenbürger hellsehtig und sprechen von Jesu mit einem Feuer, das einmal unser Leben war. Schwamm drüber! Ich gehe schlafen!»

Sie hatten den Marktplatz erreicht, Gober winkte dem Freunde zu und schritt hastig, etwas vorgeneigt, wie ein Jüngling das Haupt erhoben, über die Kornzeile und verschwand.

Schobelt blickte ihm nach, piffte ein Auto herbei und fuhr in sein Landhaus.

Am nächsten Tag erhob sich Beate von Welch früh aus dem Bett, kleidete sich an, während die Mädchen noch schliefen, und verließ das Hotel, um den Friedhof zu besuchen. Sie wählte diesmal nicht den Weg durch die Straßen, sondern ging durch die Buchenallee, die sich entlang der alten Stadtmauer, doch höher als diese, auf dem Fuße der Binne erstreckt, so daß die Frau in der frischen Klarheit des Morgens das Dächergewirr und die ragenden Kirchtürme erblicken konnte und auch die Berge der anderen Talseite.

Ein Pfad, der von der Promenade emporführte, verlockte sie ihn zu betreten, und bald schritt sie, vom Wald ganz umgeben, wie am Vorabend im Flüstern des Laubs und im Duft der Blätter. Es war hell und grün um sie, aus der Stadt hob sich das Poltern des Verkehrs, die Vögel sangen, und auf den Wegen, die über und unter

ihr den Hang durchzogen, sprachen Menschen, die sie nicht sah, so dicht stand der Wald und so steil der Berg. Sie konnte wohl ins Freie des Stadttals blicken, nicht aber weiter als etliche Schritte hangauf und hangab.

So ging sie allein, von den Stimmen der Welt berührt, doch verborgen vor jedem störenden Auge. Es überkam sie, als sie an der steinigen Härte des Pfades den Steig von gestern erkannte, das Empfinden, das sie hier schon einmal erfüllt hatte. Sie dachte an den stummen Aufstieg an der Seite des Mannes, dachte an seine und Hans Schobelts Erzählung und suchte die Lichtung auf, wo der Senator mit ihren Töchtern gesessen war. Wieder lehnte sie am Bethäuschen und sah die Stadt weit geöffnet und sehr deutlich unter sich, aber in allen Teilen wohlbekannt, als hätte sie schon in der Nacht mit Herz und Sinnen jede Einzelheit erfaßt, die der Tag nun bestätigte.

Auch als sie sich ins Tal begab, verließ sie das Gefühl nicht, das sie gestern neben dem Mann beim schweigenden Gang in die dunkle Unwirklichkeit begleitet hatte, aber nun löste sich diese auf und wurde in den tausend Blättern des Waldes, im Blick auf die Stadt, in den Steinen des Pfades wahr. Überall aus der grünen Fülle, aus den weißen Wölkchen über dem Tal und selbst aus dem Harzruch der Tannen und von den Borfen der Buchen floß nochmals das gleiche Empfinden einer großen Erwartung in sie über.

Es war – sie spürte es – ihrem Leben verbunden, nicht seit gestern erst, nein, heimlich schon seit vielen Jahren und vielleicht seit dem Oktobertag, an dem ihr Mann in dieser Stadt Einzug gehalten. Doch auch die Verwirrung, die Gobar bei ihrem Anblick ergriffen hatte, und Schobelts Erstaunen entstammten jener Zeit der

Wunden und ihrem Dasein, das nicht nur mit den beiden Kindern, sondern – ihr bisher unbewußt – mit der Sehnsucht gequälter Soldaten in einem unheimlichen Ofen verkettet worden war. Sie selbst blickte sich an aus den Augen der beiden Männer; ihr eigenes Leben floß, im Leben anderer fruchtbar geworden, weiter und öffnete sich jetzt vor ihr unvollendet und heischend.

Diese Erkenntnis durchdrang sie mit furchtbarer Gewalt. Sie flüchtete den Pfad hinunter, riß das Türrchen des Friedhofs auf, hier aber stockte sie.

Die Reihen der Gräber lagen streng, unbewegt und einsam, nur von den steinernen, zum Teil in der Form des Heldenzeichens gemeißelten Kreuzen sprachen zu ihr Namen und Opfertag, Rang und Regiment, die einzigen ablesbaren Worte, die über den Tod hinaus galten.

Da schlich sie erblaßt, ihr pochendes Leben wie eine Schuld schleppend, an das Grab, von dem sie die Ahnengräber gestern abgebrochen hatte, und ihre Hand, die danach tastete, schrak zurück vor den spitzen saftlosen Stoppeln. Sie setzte sich, die Finger tauchten in den zerbröckelnden körnigen Grund des Hügel.

Keine Erlösung fand sie hier, während sie die Erde zerkrümelte, ihr Haupt, das sich an den Stein lehnte, fühlte dessen Kälte mit einem Schauer. Sie erhob sich und starrte auf das Grab nieder, als wäre es ihr fremd. Langsam und zögernd kehrte sie sich weg, ging den Mittelgang hinab und sah ohne Erstaunen durch das Türrchen den Greis wie gestern eintreten.

Er streckte ihr die Hand entgegen, aber das Wort, das er ihr zur Begrüßung zurufen wollte, hielt er zurück und sagte, den hellen Blick in ihre Augen gesenkt, sie möge es ihm zugute halten, wenn er sie mißverstehe, aber er habe in den Gesichtern derer zu lesen gelernt, die

hier an den Gräbern standen, und nur diese Erfahrung berechtigte ihn, auch zu ihr, die er gequält sehe, ein Wort zu sprechen. Er zögerte, doch ehe sie in der Sonne des Tages unter dem blauen, wolkenbesegelten Himmel sein Schweigen tröstend empfinden konnte, traf sie die milde Stimme: «Er ist wirklich tot!»

Ihre Hand riß sich aus der seinen. Sie haßte ihn plötzlich, den ruhigen Greis, dessen Auge sie nicht freigab, aber dann sank ihr Haupt, und mit einem Seufzer der Demut streckte sie ihm beide Hände entgegen.

Er hielt sie gefaßt, bis ihre Tränen überflossen, dann beugte er grüßend den Kopf und ging an ihr vorbei in den Friedhof. Sie blieb lange stehen und blickte ihm nach, der zum Grab in der linken Ecke schritt. «Ich komme wieder, Dieter», flüsterte sie trozig und beinahe siegesgewiß; die Straße nahm sie auf, sie hastete in den östlichen Lärm der fremden und heimatlichen Stadt hinein.

Im Hotel erwarteten sie ihre Töchter am Frühstückstisch.

Später lief sie mit ihnen durch die Gassen, erstieg den Schloßberg, den das alte österreichische Kastell krönt, schritt auch über den Raupenberg, so daß sich von verschiedenen erhöhten Punkten die Weite der Landschaft und die Einzigartigkeit der Stadt immer neu und vielfältig in ihre Seele senkte.

Darüber fand sie den frohen Mut wieder, und gar, als die Mädchen Gobers Buchhandlung entdeckten, erschien ihr die Stimmung des Morgens wie ein Schemen, der doch noch so viel Gewalt auf sie ausübte, daß sie sich weigerte, das Geschäft zu betreten. Indessen sah sie beim Weiterschreiten durch die offene Tür einen Herzschlag lang den Mann mit ernstem gespanntem Gesicht

über ein Buch auf dem Pult gebeugt und wunderte sich über das Mitleid, das sich in ihr für ihn regte.

Nach dem Mittagessen stand der Wagen vor dem Hotel, den Hans Schobelt geschickt hatte, um die Gäste in sein Landhaus zu bringen. Nach kurzer Fahrt waren sie am Ziel, wo sie die Wirtschafterin begrüßte und ihnen mitteilte, daß der Hausherr noch in seinem Büro in der Stadt weile.

Die Besizung lag abseits der Landstraße an einem Nebenweg, der sich zwischen den Gärten des Orts Noa schlängelte. Wer sie betrat, überblickte leicht die Grenzen des Grundstücks, das umschlossen wurde von einer Einbuchtung im letzten vielgewundenen Waldhang, mit dem die Karpaten vor der Burzenhochfläche Wache halten. Das Sacktal erstreckte sich ziemlich weit zurück, die Schenkel von dichtem Tannen- und Laubwald überflutet, die Sohle war eben und stieg nur vor dem Winkel der Bucht mählich bergan. Hier floß aus dem Grün der Waldung ein heller Bach heraus und durchlief den Grund, dessen Hauptteil eine große Wiese bildete, in der das Wasser zu einem Badeteich gestaut worden war. Durch das Gras zog sich kein Pfad, bloß an den Rändern sah man Kiesstreifen, die sich zwischen Beeten, Sträuchern und Obstbäumen verloren, auch zu den Schuppen hinführten und zum Gartenhaus. Breit aber stand, dem Zauntor nicht fern, das Wohngebäude. Es war wie das Stadthaus der Schobelts noch in der Biedermeierzeit errichtet worden, doch unter dem kühlen Aushauch der Karpaten hatten die Enkel in ländlicher Unbekümmertheit der anfangs kleinen Anlage je nach Bedürfnis ein oder zwei Räume hinzugefügt, so daß sie sich etwas umgestalt darbot, von Efeu übersponnen, als Frucht einer langen Entwicklung. Die Mitte nahm der Biedermeier-

bau mit den Gesellschaftszimmern ein, rechts schloß sich daran ein jüngerer Flügel mit drei Stuben, die für die Gäste geöffnet worden waren, während der linke Teil des Hauses, den Hans Schobelt hatte aufführen lassen, seine Wohnung enthielt, höhere und nüchterne Räume, an denen der Abfluß des Leichs vorübergluckste bis zum Zaun, unter dem er ins Freie trat. Die Wiese reichte bis vor die Fenster, allerlei Feldgewächse hatten sich in ihr eingewurzelt, Klee, Blumen und Bergblüten, deren Samen der Wind aus dem Gebirge herabwehte. Sandte man den Blick aus dem Garten hinaus, so sah man in der Ferne die wenig bewaldete Rückseite der Zinne, bis zu der es vier Kilometer weit sein mochte. Zwischen dem Berg, der von hier nur als ein Ausläufer der Karpaten wirkte, und der Besitzung zog sich Weiden- und Gartenlandschaft hin mit vielen verstreuten Häusern, in der Nähe der Zinne auch mit Fabrikshloten, die das reine Bild trübten. Von der Ebene erspähte man den Schimmer der Kornfelder. Mit hastigem Gebimmel fuhr ein Vorortzug durch den Ort, sonst blieb es stundenlang still.

Es gab ein fröhliches Erstaunen der Mädchen, als sie entdeckten, daß jedes von ihnen und auch die Mutter ein Zimmer bewohnen durfte, dessen Fenster all diese Geruh-samkeit umrahmten und auch den Bergwald erblicken ließen; fast noch schöner dünkten sie zunächst die Stuben, die alt-fränkische Möbel enthielten, an den Wänden in ovalen Goldrahmen Bilder starrsitzender Männer mit Vater-mördern und Frauen in weitgeschwungenen Kleidern. Ein Stück deutscher Vergangenheit begrüßte sie, wie es auch in den Räumen ihres eigenen Hauses in München aus den Möbeln nach Kirschholz und Nußbaum duftete.

Als sie mit den Töchtern allein war, sagte Frau Beate,